

PREIS DIESES

HEFTES 1,—RM.

# DIE NEUE

7. JAHR | 5. FOLGE

DRITTE SCHRIFT

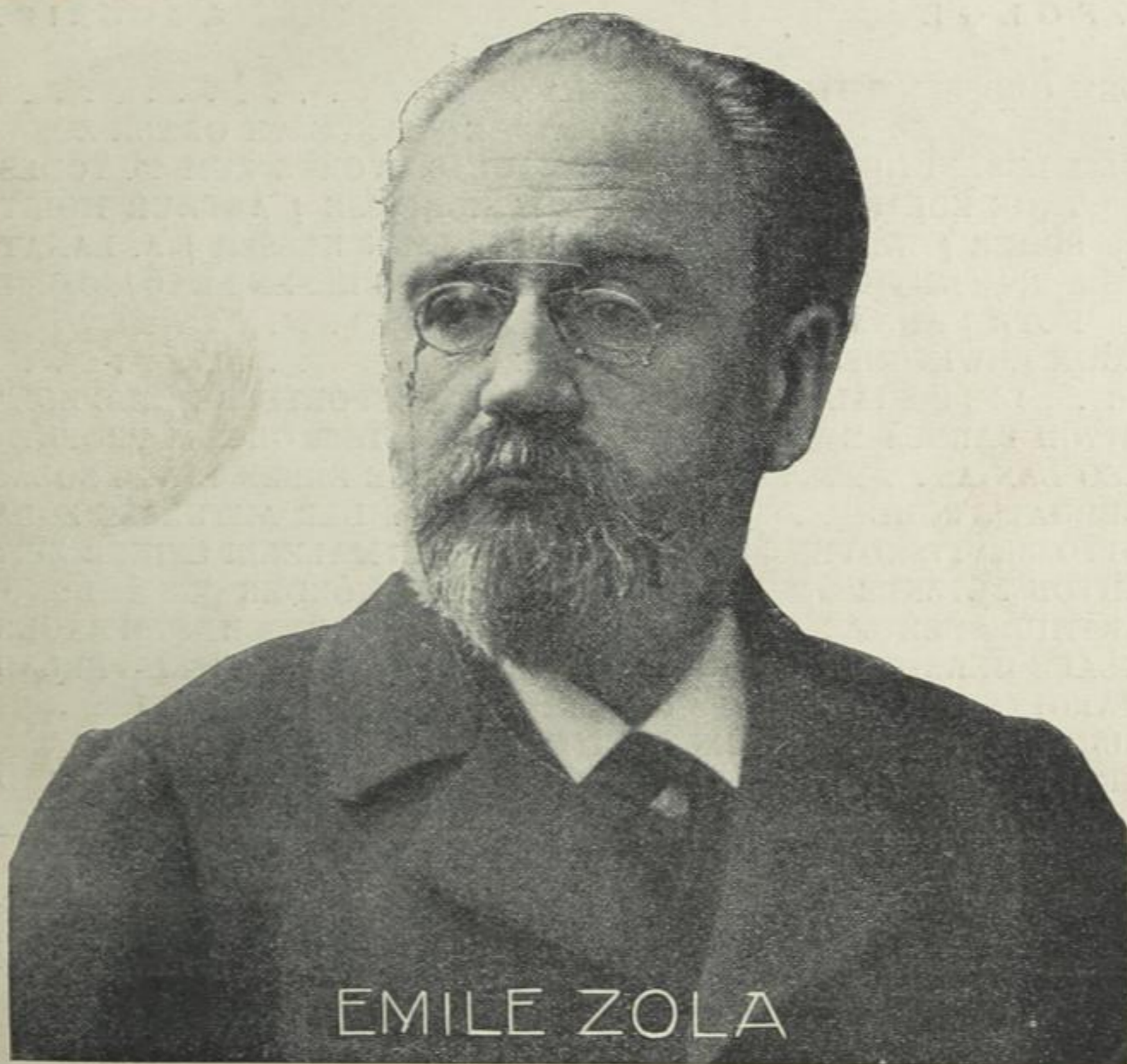
# BÜCHERSCHAU

SONDERHEFT:

IM BANNE EMILE ZOLAS

ZU SEINEM

25. TODESTAGE



EMILE ZOLA

MIT ORIGINALBEITRÄGEN VON:

HENRI BARBUSSE / MAX HERRMANN-NEISSE / ARTHUR HOLITSCHER  
HERBERT IHERING / HERMANN KESSER / EGON ERWIN KISCH / LEO LANIA  
A. LUNATSCHARSKI / HEINRICH MANN / MARTIN ANDERSEN NEXÖ  
GERHART POHL / JOSEPH ROTH / ANNA SIEMSEN / UPTON SINCLAIR  
O. BRATTSKOVEN: ZOLA ALS KUNSTKRITIKER  
ARTHUR SEEHOF ÜBER WIRTSCHAFTSPROBLEME  
»DER MASSENMÖRDER« ERZÄHLUNG VON ANTON BETZNER  
GRAPHIKEN / PHOTOS / KRITIKEN



# D I E N E U E B Ü C H E R S C H A U



**HERAUSGEBER: GERHART POHL**

**REDAKTIONSKOMITEE: JOHANNES R. BECHER / OTTO BRATTSKOVEN / BERNHARD VON BRENTANO / KLAUS HERRMANN / MAX HERRMANN-NEISSE / KURT KERSTEN / EGON ERWIN KISCH / LEO LANIA**

5. F O L G E

3. S C H R I F T

## I N H A L T :

DEM GROSSEN TOTEN EMILE ZOLA . . . . .  
. . . . . ANATOLE FRANCE AM GRABE ZOLAS  
DEM LEBENDIGEN GEISTE EMILE ZOLAS. WORTE ZUM 25. TODES-  
TAGE ZOLAS VON MAX HERRMANN-NEISSE / ARTHUR HOLIT-  
SCHER / HERBERT IHERING / HERMANN KESSER / A. LANAT-  
SCHARSKI / HEINRICH MANN / MARTIN ANDERSEN NEXÖ / JOSEPH  
ROTH / ANNA SIEMSEN / UPTON SINCLAIR . . . . .  
EGON ERWIN KISCH . . . . .  
. . . . . DIE SOZIALISTISCHEN TYPEN DES REPORTERS EMILE ZOLA  
HENRI BARBUSSE . . . . . ZOLA, DER GROSSE PROPHET  
LEO LANIA . . . . . DIE ERBEN EMILE ZOLAS  
GERHART POHL . . . . . DER AKTUELLE ZOLA  
OTTO BRATTSKOVEN . . . . . ZOLA UND DIE MALEREI SEINER ZEIT  
ANTON BETZNER . . . . . DER MASSENMÖRDER (ERZÄHLUNG)  
ARTHUR SEEHOF . . . . . WELTWIRTSCHAFTSFRAGEN  
KLAUS HERRMANN . . . . . DER INSEL-VERLAG  
MARGINALIEN VON: HANS CONRAD / OTTO BRATTSKOVEN. . . . .  
BÜCHERLISTE: BEMERKENSWERTE NEUERSCHEINUNGEN. . . . .  
GRAPHIK VON: PETER HALM / EDOUARD MANET / CHRISTIAN SCHAD

ERSCHEINT AM 15. JEDES MONATS / PREIS DIESES HEFTES: 1,—RM. / VIERTELJAHRES-  
ABONNEMENT 2,50 RM. / JAHRESABONNEMENT (9 SCHRIFTEN): 7,50 RM., EINSCHLISSL. PORTO  
PROBEHEFTE 0,50 RM. / FÜR DIE SCHWEIZ: DIESES HEFT 1,20 FR. / VIERTELJAHRES-  
ABONNEMENT 3,— FR. / PROBEHEFTE 0,50 FR.

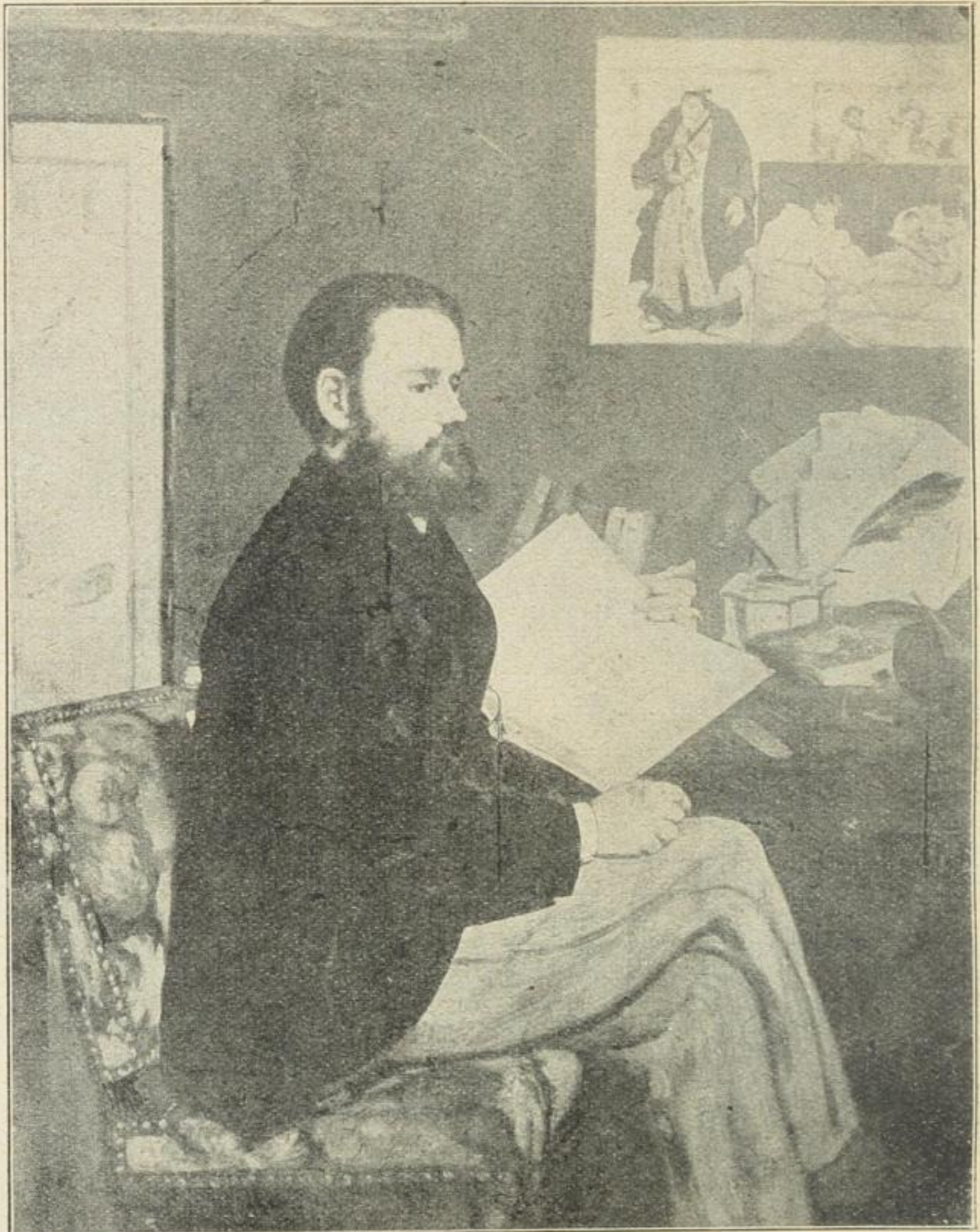
**VERLAG »DIE NEUE BÜCHERSCHAU«  
BERLIN - WILMERSDORF I**

U h l a n d s t r a ß e 1 0 8 / 1 0 9 — T e l e f o n U h l a n d 9 0 6 3  
Auslieferung für die Schweiz: »Die Neue Bücherschau«, P. Suter, Zürich 1, Limmatquai 34;  
für Deutsch-Österreich und Nachfolgestaaten: Dr. J. Wertheimer, Wien VIII, Albertgasse 26









Emile Zola (1881?)

Edouard Manet



# DEM GROSSEN TOTEN EMILE ZOLA

## ANATOLE FRANCE AM GRABE ZOLAS

*Meine Herren! Wenn ich heute im Namen der Freunde Zolas dem Verstorbenen die Ehre erweise, die ihm gebührt, will ich nicht von meinem und Ihrem Schmerze reden. Die einen großen Namen hinterlassen, soll man nicht durch Lamentationen, sondern durch männliches Lob und aufrichtige Schilderung ihres Lebens und Werkes ehren. Das literarische Werk, das Zola hinterläßt, ist ein ungeheures . . . Als wir das Gebäude, das er errichtet hat, Stein auf Stein entstehen sahen, erfüllte uns seine Größe mit Überraschung. Einige bewunderten, einige lobten, einige tadelten ihn. Und Lob und Tadel wurden mit gleicher Maßlosigkeit auf ihn gehäuft. Man hat ihn oft mit Vorwürfen überschüttet, die aufrichtig gemeint und doch ungerecht waren. Beschimpfungen und Verherrlichungen wechselten ununterbrochen miteinander ab, doch unablässig wuchs das Werk. Heute, da wir seine gigantische Struktur überblicken können, wird uns auch der Geist klar, der das Ganze durchdringt. Es ist der Geist der Güte. Zola war eine gütige Natur, voll der Aufrichtigkeit und Einfachheit, die man bei allen großen Seelen findet. Er malte das Laster mit kraftvoller Hand, und sein scheinbarer Pessimismus, die Düsterteit, die manchen seiner Romane überschattet, verbergen kaum seinen wahren Optimismus, seinen unentwegten Glauben an den Fortschritt der menschlichen Intelligenz und Erkenntnis. In seinen Romanen, die alle soziale Studien sind, verfolgte er mit mannhaftem Haß eine untätige, leichtsinnige Gesellschaft, eine niedrig gesinnte, ränkevolle Aristokratie; er kämpfte mit Leidenschaft gegen das Hauptübel der Zeit, die Macht des Geldes. Doch obwohl Demokrat, schmeichelte er nie der Menge, sondern bemühte sich unablässig, ihr zu zeigen, daß Sklaverei die Folge von Unwissenheit ist, daß die Trunksucht Gefahren birgt, die den Menschen wehrlos jedem Elend, jeder Schande ausliefern. Er kämpfte gegen soziale Übelstände, wo immer er sie antraf. In seinen letzten Büchern aber offenbarte sich seine große Menschenliebe am schönsten. Er wünschte eine immer wachsende Anzahl Menschen zum Glück auf dieser Welt gelangen zu sehen. Er setzte seine Hoffnung auf des Menschen Geist, auf die Entdeckung neuer mechanischer Kräfte, die die Menschenhände von Arbeit entlasten sollten. Ein aufrichtiger Realist war er und ein glühender Idealist. An Größe kann sein Werk nur dem Tolstois verglichen werden. An den beiden Polen europäischen Denkens hat die Kunst zwei ungeheure*



ideale Städte errichtet. Beide sind Städte der Großmut und des Friedens, doch Tolstoi baute die Stadt der Entsagung, Zola aber die Stadt der Arbeit. Noch jung erwarb sich Zola schon Ruhm. Ruhig und gefeiert hätte er die Früchte seiner Arbeit genießen können, als er sich selbst aus seiner Stille, von der Arbeit, die er liebte, vom Genuß aller friedlichen Freuden des Lebens aufstörte. — Angesichts einer Bahre sollten gewiß nur ernste und heitere Worte gesprochen werden, sollte nur von harmonischen, ruhigen und friedlichen Dingen die Rede sein. Doch Sie wissen, meine Herren, nur in der Gerechtigkeit läßt sich ruhen, nur in der Wahrheit friedlich leben. Ich meine nicht die philosophische Wahrheit, den Gegenstand unserer endlosen Diskussionen, sondern die ethische Wahrheit, die jeder von uns für sich findet, weil sie relativ und unserer Natur so konform ist, daß ein Kind sie mit der Hand greifen kann. Ich will also einer Pflicht der Gerechtigkeit genügen, wenn ich hier das preise, was des Preises wert ist. Ich will die Wahrheit nicht hinter feigem Stillschweigen verbergen. Weshalb auch sollten wir schweigen? Schweigen denn seine Verleumder? Ich werde an dieser Bahre nur das Nötige — doch alle s Nötige sagen. Wenn ich von dem Kampf rede, den Zola zu Ehren der Wahrheit und Gerechtigkeit kämpfte, kann ich die nicht mit Stillschweigen übergehen, die einen unschuldigen Mann dem Tode überliefern wollten. Kann ich ihre Lügen verschweigen? Das hieße des Toten heroische Rechtlichkeit vergessen. Kann ich ihre Verbrechen vergessen? Das hieße seine Tugenden verschweigen. Kann ich ihre Schande verheimlichen? Das hieße seinen Ruhm verbergen. Nein! Ich will zu Ende reden. Mit der Ruhe und Festigkeit, die einem Manne angesichts des Todes gebührt, will ich Sie wieder an die trüben Tage erinnern, da Egoismus und Feigheit in der Regierung ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Schon begann man etwas von der großen Ungerechtigkeit zu ahnen, die von so gewaltigen öffentlichen und geheimen Mächten verteidigt wurde, daß auch der Allerkühnste mit Recht einzugreifen zögerte . . . Da schrieb Zola an den Präsidenten der Republik den maßvollen und dennoch schrecklichen Brief, in dem er so viel Falschheit und Verlogenheit aufdeckte . . . Ich sehe hier manche von denen, die damals in den Verhandlungstagen, da er unter falschem Zeugnis, Säbelgerassel und dem Toben der wütenden Menge ungerecht verurteilt wurde, die Gefahr mit ihm teilten. Sie mögen sagen, ob je ein Mensch schimpflicher beleidigt wurde und ob seine kraftvolle Güte, sein männliches Mitleiden, seine Beständigkeit und Zuversicht ihn auch nur einen Augenblick verließen. Es waren schreckliche Tage, in denen mancher an der Möglichkeit einer moralischen Rettung des Vaterlandes verzweifelte. Nicht nur, daß Republikaner das damalige Regime verteidigten, einer der entschiedensten Feinde dieses Regimes







# DEM LEBENDIGEN GEISTE EMILE ZOLAS

WORTE ZUM 25. TODESTAGE ZOLAS VON MAX HERR-  
MANN-NEISSE / ARTHUR HOLITSCHER / HERBERT  
JHERING / HERMANN KESSER / A. LUNATSCHARSKI /  
HEINRICH MANN / MARTIN ANDERSEN NEXÖ /  
JOSEPH ROTH / ANNA SIEMSEN / UPTON SINCLAIR

In allen Literaturberichten, selbst in denen, die Zola nicht direkt übelwollen, wird die geschichtliche, dokumentarische Bedeutung seines Werkes vernachlässigt, seine Preiswürdigkeit mit ganz anderen, rein ästhetischen, kunstfachlichen Gründen belegt, die Angelegenheit auf ein ungefährlich neutrales, kollegialer Meinungsuldung zugängliches Gebiet verschoben und dort für die mumienhafte Erledigung durch die staatlich vereidigten Konservatoren reif gemacht. Einzig und allein eine herzliche Abhandlung Heinrich Manns, eine Dichtung, von kongenialem Geiste und von glühendem Bekenntnis zum blutsverbundenen, künstlerischen Vorfahr erfüllt, verkündete Deutschen etwas von dem vorbildlichen Kämpferwillen, dem revolutionären Wesen Zolas. Nirgends aber wird der Proletarier auf diesen Dichter hingewiesen, nirgends ihm gesagt, daß er in Zola einen Klassiker seiner Art, die Welt zu sehen, schon hat, den Schöpfer einer epischen Reihe von Zustandsbildern, die ihrer Zeit auf den Grund gehen, mit der ökonomischen Methode die Gesellschaft werten und zuletzt klassenbewußt zu ihr Stellung nehmen, an sie Forderungen stellen!

Max Hermann-Neisse.

\* \* \*

An Dreyfus-Affären leiden wir heutigen Tags keinen Mangel. Sacco, Vanzetti, Hölz, Rakosi, Vujowitsch, um nur die Wesentlichsten zu nennen. Zola ist durch Komitees und Ligen abgelöst. Sie besitzen weniger Autorität als die machtvolle Einzelperson; vermutlich wendet der einzelne auch ein zu geringes Maß an Energie auf, um die Aktion vorwärtszustoßen, da er sich ja als Glied des Kollektivs fühlt und sein Gewissen



beruhigt ist. Es ist klar, daß der Kampf auf eine neue Basis gestellt werden muß. Persönlichkeiten müssen das Kollektiv überwinden, hervortreten, Suggestionskraft, Macht entfalten, einzeln dastehn, nicht an der Spitze irgendwelcher Namenlisten. Die Linie Voltaire, Zola . . . das große, leidende, wehe Gewissen des Künstlermenschen, Pfeil in die dunkle Zukunft! Der Dichter Zola ist gegenwärtig übertönt durch den Riesen schrei Balzacs. Wartet nur, bald wird er wieder hörbar werden. Er schilderte seine Zeit. Als er noch nicht bei der Allegorie hielt, zeigte er seine Zeit, die das Vorspiel des Unterganges einer Zivilisationsepoche darstellt. Werden wir erst inne, daß wir mitten in der Auflösung stehen, so werden wir dem gigantischen Werk Zolas, der Wahrheit und des Gewissens Verkünder, auch wieder unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Arthur Holitscher.

\* \* \*

Deutschland hat niemals einen Zola und deshalb niemals ein Zeitepos gehabt.

Herbert Jhering.

\* \* \*

Was ist Politik? — Politik ist: Hauptzwecke und Hauptziele des allgemeinen Denkens und Handelns erkennen, unterstützen, erzeugen, bekämpfen oder verwirklichen. Entweder zum Nutzen der Menschheit, der Völker, der Staaten oder eines einzigen Staates, eines Volkes, einer Klasse, einer Dynastie, einer Partei, einer Person. Es ist immer ein verhängnisvoller Verzicht gewesen, daß in Deutschland die Dichter, die Anwälte der Menschenrechte, aufgehört hatten, sich als politische Individuen zu betrachten. Es war das eine unmögliche, negative Zielsetzung.

Diese Worte schrieb ich im Jahre 1916 in einer Betrachtung nieder, der ich den Titel gab „Der Journalismus und die politische Seele“.

Elf Jahre sind seither vergangen. Vorübergehend hat auch die deutsche Literatur mit der traditionellen politischen Mutlosigkeit gebrochen. Vorübergehend hat man erkannt, daß die Dichter dazu da sind, um Partei zu ergreifen: nämlich die Partei der Menschheit. Vorübergehend war auch erreicht



worden, daß die deutschen Volksgenossen den Begriff „Politik“ in erweiterter Form erfaßten und aufhörten, bei diesem Wort ausschließlich an Geschicklichkeit und Schlaubergerei, d. h. an die Betriebsmethoden der praktizierten Geschäftspolitik zu denken. Heute sind wir schon wieder so weit, daß es nötig sein wird, neuerdings die menschheitspolitischen Rechte und Pflichten der Dichter und Schriftsteller mit aller Kraft zu betonen.

Wäre jemals in Mitteleuropa ein Schriftsteller aufgestanden, um, ähnlich wie Zola, den Kampf für die Wahrheit und Gerechtigkeit aufzunehmen und vorbildhaft in Millionen von Gehirnen den Sinn eines geistigen Daseins einzuhämmern: es würde heute bei uns nicht nötig sein, immer wieder an die politische Sendung der Dichter und Schriftsteller zu erinnern, die sich wie das Moralische von selbst versteht.

Zolas Todestag ist ein gegebener Anlaß, um auf die Welterscheinung eines Dichters und Zeitgestalters hinzuweisen, der wie wenige aus bewußtem und verantwortlichem Geiste für eine menschheitspolitische Forderung manifestiert hat. Durch das Werk der Gesinnung, durch das lebendige Wort, nicht durch das Schwert, so lautete seine Überzeugung, wird die Menschheit über Lüge und Ungerechtigkeit Herr werden und den endgültigen Bruderfrieden zwischen den Völkern erkämpfen. Auf diesem Glauben baute er seinen Lebensplan auf. Er krönte ihn mit einer historisch-politischen Menschheitsaktion allergrößten Stils, mit seinem Eintreten für den Offizier Dreyfus, der, entgegen jeder Gerechtigkeit, dem nationalistischen Vernichtungswillen geopfert werden sollte. Als unabhängiger Bekenner und Geistheld stieg der Romanschriftsteller Emile Zola in die politische Arena und kämpfte als wirklicher einsamer Held für das verletzte Recht. Zum Heros wurde der Mann vom Schreibtisch. —

Immer noch trennen lächerlich eingewurzelte historische Mißverständnisse die breiten deutschen Massen von dieser einzig richtigen Auffassung Zolas. Vergessen wir auch nicht, daß der französische Romanschriftsteller Emile Zola bei uns ehemals als Pornograph importiert worden ist, ein Schandfleck — neben anderen — für unsere deutschen literarischen Makler! Vollständig ahnungslos standen lange Zeit die großen bücher-



lesenden deutschen Schichten der politischen Mission Zolas gegenüber.

Feiern wir das Vierteljahrhundert, das uns von Zolas Todestag trennt, in der einzig richtigen Weise! Entsinnen wir uns immer wieder, daß Emile Zola uns ein ungeheuer konsequentes Lebenswerk hinterlassen hat, dessen Auswirkung von allen, die überhaupt noch lesen und hören können, aufs neue überdacht werden muß! Es ist ein Lebenswerk, das mit dichterischen Methoden die Wissenschaft vom Massenmenschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts begründet hat. In unzerstörbarem Optimismus klingt dieses Werk in der immer noch unerfüllten Forderung aus, aus der Wissenschaft von den Menschen, Organisationen und Zivilisationszentren unserer Zeit die entsprechenden sozialen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Hermann Kesser.

\* \* \*

Auf den Vorschlag der Redaktion von „Die Neue Bücherschau“, meine Meinung über Emil Zola auszusprechen, antworte ich gern mit diesen Zeilen:

Zola hatte in Rußland schon vor dem Kriege und vor der Revolution einen ungeheuren Leserkreis, nicht nur unter den sogenannten gebildeten Schichten, sondern auch unter den fortgeschrittenen gebildeten Arbeitern.

Ich weiß nicht, ob dem europäischen Publikum bekannt ist, daß Zola mehrere Jahre der Pariser Korrespondent einer glänzend aufgezogenen liberalen Zeitschrift „Wjestnik Ewropy“ war.

Unter den Artikeln Zolas sind ausgezeichnete Skizzen des europäischen Lebens der siebziger Jahre vorhanden.

Wir beabsichtigen, diese Artikel in einem besonderen Band zu veröffentlichen, natürlich in russischer Sprache, da die Originale, die Zola eingesandt hat, wahrscheinlich verlorengegangen sind. Mir scheint es, daß diese wertvollen Chroniken nicht in die Sammlung der Zolaschen Schriften aufgenommen worden sind.

Nach der Revolution war „Germinal“ von Zola einer der ersten europäischen Romane, die von den revolutionären Verlagen neu herausgegeben wurden.

Ich bedaure, daß wir bis jetzt noch keine volle Sammlung



der Werke Zolas in russischer Sprache besitzen, die mit revolutionären marxistischen Kommentaren und Einleitungen versehen sind, wie wir dies jetzt bei der Herausgabe der Klassiker machen, indem wir sie in einzelnen kleinen Büchern oder Sammlungen herausgeben, wie dies z. B. jetzt bei Anatole France der Fall ist.

Ich für meine Person habe die Buchverlage in der Sowjetunion bereits auf die Notwendigkeit hingewiesen, an dieses Werk heranzutreten.

Zola ist ein Schriftsteller, der für uns außerordentlich nutzbringend ist, nicht nur nach dem Inhalt seiner Romane, in denen übergenug von der lebenswahren Wirklichkeit ist, sondern auch wegen ihrer Form. Wenn Zola, was die kolossale schöpferische Phantasie betrifft, die mit Naturgewalt ganze Scharen von lebenden Figuren bei Honoré de Balzac hervorgezaubert hat, zurücktreten muß, wenn er weniger scharf in die Tiefe des Bewußtseins und Unterbewußtseins der Menschen eindringt wie unser Dostojewski, wenn er der in ihrer Einfachheit bis an die Vollkommenheit grenzenden Gestaltungskraft Tolstois, des großen Künstlers, nicht nahekommt, so haben wir dafür keinen Schriftsteller, der so wie er die Menge und die Masse als ein organisches Ganzes schildern könnte. Ein Industriewerk und eine Kohlengrube, ganze Städte, Universal-Läden und Märkte, Börsen usw. entstehen vor dem Leser wie ungeheure Riesenorganismen, die gleichzeitig zweckbewußt und chaotisch, harmonisch und blind sind, und die die einzelnen Menschen beherrschen wie irgendwelche wahnwitzigen Götter. Wir brauchen eben diese Farben, wir brauchen eben diese Methoden, um den tödlichen Kampf darzustellen, in den jetzt das Bewußtsein der werktägigen Menschheit mit diesen bewußtlosen Furien tritt, die vom kapitalistischen Chaos geboren sind und die ganze Menschheit zerreißen.

Der Einfluß Zolas auf die zeitgenössische Literatur bleibt ungeheuer, und mir scheint es, er wird in der nächsten Zukunft noch wachsen. Ein so bewundernswerter Schriftsteller wie Pierre Hamp wäre ohne Zola undenkbar. Undenkbar wären ohne ihn auch die besten Romane von Heinrich Mann, der Zola eine seiner besten Skizzen gewidmet hat, reiche Seiten voll von tiefem Verstehen und tiefer Liebe. Natürlich hat die



Jeder Bücherfreund,  
jeder, der das Russland von  
gestern und heute verstehen will

LESE DIE ERSTE GROSSE DARSTELLUNG  
ÜBER DIE ENTWICKLUNG DER RUSSISCHEN  
REVOLUTION, DIE

**„ILLUSTRIERTE GESCHICHTE  
DER  
RUSSISCHEN REVOLUTION“**

IN 20 LIEFERUNGEN à 40 PFENNIG

DIE ERSTEN 10 LIEFERUNGEN SIND  
ERSCHIENEN

DIE GANZLEINENAUSGABE LIEGT IM  
OKTOBER VOR UND KOSTET CA. M. 14.--

---

Das Werk wurde geschrieben unter Mitwirkung  
der hervorragendsten Führer und Theoretiker  
der russischen Revolution, wie:

Bucharin, Jaroslawski, Krupskaja, Lenin,  
Lunatscharski, Olminski, Pokrowski, Rykow,  
Stalin, Stepanow-Skworzow, Tomski,  
Trotzki u. a.

und enthält Originalaufsätze als kritisch-  
historische Einführungen in die einzelnen  
Abschnitte, unveröffentlichte Erinnerungen  
von Teilnehmern der Revolution und des  
Bürgerkrieges und wichtige historische  
Dokumente

---

**NEUER DEUTSCHER VERLAG**

BERLIN W 8, WILHELMSTRASSE 48



Jeder Büchertisch  
jeder, der das Russische  
gestern und heute

LESE DIE ERSTE  
U BER DIE ENTWICKLUNG DER RUSSISCHEN  
REVOLUTION DIE

# ILLUSTRIERTE GESAMTAUSGABE DER RUSSISCHEN REVOLUTION

IN 20 LIEFERUNGEN  
DIE ERSTE IN 10 HEFTEN  
ERSCHIENEN  
DIE LANGE  
OKTOBER

Das Buch ist ein  
der hervorragendsten  
Bücher, das jemals  
Leningrad, Omsk,  
Sibirien, Japan,  
Indien, China,  
und alle anderen  
Richtungen der  
abgelesen werden  
sollten.

NEUER DEUTSCHER VERLAG  
BERLIN W. & WILHELMSTRASSE



Weltanschauung der russischen Arbeiter längst den zerfließenden und kleinbürgerlichen Sozialismus überwunden, dem sich Zola in seinen letzten Werken angeschlossen hat. Es war die theoretische und künstlerische Höhe, über die Zola nicht hinauskonnte, wie die praktische Höhe seines Lebens seine Heldengeste „J'accuse“ war. Die Arbeiterklasse schwebt über größeren und tragischeren Höhen, aber auch die Anstrengung, die den Naturalisten zu seinem konventionellen Sozialismus gebracht hat, erfüllt sie mit tiefer Achtung.

Was den Wert des Tatsachenmaterials zur Anklage gegen die bürgerliche Welt betrifft, das Zola in den zahlreichen Bänden seiner Werke gesammelt hat, so hat er seine eigenen Schlußfolgerungen weit überholt.

Ebendarum schließen wir Zola in die Zahl der erwünschtesten Lehrer unserer neuen Generation von Schriftstellern und Lesern ein. Einen der besten kommunistischen Romane unserer Literatur, „Zement“ von Gladkow, betrachte ich als unter dem Einfluß von Zola entstanden. A. Lunatscharski.

\* \* \*

Zola war ein gefühlvoller Jüngling ohne frühzeitiges Können. Er war ein kraftvoll arbeitender Mann, aber oft mutlos neben seiner Kraft. Längst vor Abschluß verließen ihn Furcht und Zweifel, er beruhigte sich über das Schicksal, das ihn, wie er war, gebilligt hatte. Der Geist des Ungealterten erlangte in ihm bestimmte Freiheit, sein Herz blieb dabei stark.

Er fing lyrisch an, machte sich zum leidenschaftlichen Systematiker der mitlebenden Tatsachen, genau so in seiner Aktion für eins ihrer Opfer um die Wahrheit kämpfend, wie in all den Romanen, — endete aber mit geklärten, gütigen Lehrgedichten, zugleich gedanklicher und menschlicher, als er zur Zeit der Stürme hätte sein dürfen.

Dieser verehrungswürdige Gang eines Daseins ergab sich durch Selbstentäußerung und durch Arbeit. Im Lauf der Arbeit hörte er auf, sich selbst Problem zu sein, das Werk nahm ihn mit, es ging in den großen Verlauf der Kämpfe ein. Fast war es das Werk der Allgemeinheit geworden, die Zeit hatte es für sich gewollt und es zu ihrer Wahrheit gemacht. Nur die Arbeit blieb, wie je, sein eigen.



Er wurde durch Arbeit alles: stark und geistig, wohlhabend und Kämpfer, Dulder und weise. Er erkannte, wuchs und kam zur Liebe, immer arbeitend. Er erfuhr den Sozialismus nicht aus Lehren, sondern indem er den Roman des Geldes schrieb. Was er für Dreyfus schrieb, weihte ihn in die Abgründe von Recht und Unrecht erst ein. Die Arbeit war seine soziale Erfahrung, seine menschliche und noch mehr als menschliche Erfahrung. Zuletzt traute er ihr zu, den Geist der Menschheit selbst könnte sie nach harten und fruchtbaren Erfahrungen zur schönsten Höhe führen. Sein unvergleichlicher Erfolg ist der Erfolg einer wohltätigen Kraft, so durchgreifend, wie sonst meistens nur die Kräfte, die nicht nützen. Das war, und das geht nie verloren. Jeder gute Arbeiter am Menschen darf nach diesem Vorgang hoffen, ein Geschlecht guten Willens zu finden, es vielmehr selbst heranzuziehen, und unser Blut zeugt weiter.

Heinrich Mann.

\* \* \*

Bürgerlich-revolutionäre Dichter gab es schon viele; ein klein wenig muß der Dichter das enfant terrible der Bourgeoisie sein; es gehörte sozusagen zur Profession, den Zaun, welcher die Herrschaft von dem Gesinde trennt, zu erklettern und ein bißchen mit denen auf der Kehrseite zu liebäugeln. Gefährlich für die gute Gesellschaft war das an und für sich nicht, eher wirkte es beschwichtigend auf die da drüben. Etwas Stallgeruch brachten sie aber mit zurück in die Säle, die Schreckenskinder der Bourgeoisie.

Zola ist der erste Dichter, der nicht mit denen auf der Kehrseite kokettiert, sondern schweren Tritttes zu ihnen hinübergeht, schon vom ersten Augenblick an ein Herz und ein Blut mit ihnen. Er ist auf die Zukunft eingestellt, während die Dichter gewöhnlich zur Nachhut gehören; er sucht die Zukunft und landet im Proletariat.

Er wird dadurch der erste, der die proletarische Einstellung aus der Klasse heraushebt und sie als geistige Einstellung, als Weltanschauung, bestätigt!

Wo doch so manche Begabung von unten heute ihr Blut hergibt, um durch Transfusion dem verfaulten alten System das Leben zu erhalten, ist es schön, zu wissen, daß Männer, die



aus Herkunft dem Alten zugehören — und gerade die besten — durch eine Art geistige Mutation in unsere Welt herübergeschleudert werden und sich in die erste Reihe der Kämpfenden stellen. Gerade die sind es, die unsere Bewegung aus den engen Rahmen der Klasse herausheben und sie zu einer neuen Weltanschauung steigern!

In dem automatischen Folgschaftleisten der eigenen Klasse ist an und für sich wenig Revolutionäres. Dadurch, daß unsere Ideen es fertigbringen, Männer wie Zola, Krapotkin, Lenin, zu erobern — quer über alle äußeren Richtungslinien hin — manifestieren sie sich als neuschöpferisch, als revolutionär.

Martin Andersen Nexö.

\* \* \*

Lieber Gerhart Pohl! Ihre freundliche Aufforderung, mich an Ihrer Enquete über Zola und die Möglichkeiten seiner Wirkung auf die heutige deutsche Generation zu beteiligen, erreicht mich erst heute — und gerade in der Stunde, in der ich von der Hinrichtung Saccos und Vanzettis aus den Zeitungen erfahre. Vielleicht wird zu der Zeit, in der diese Zeilen Ihren Lesern vor die Augen kommen, der Zusammenhang zwischen dem Mord in Amerika und dem größten Diener der Gerechtigkeit in Frankreich nicht mehr so natürlich wie mir in diesem Augenblick und etwas willkürlich konstruiert erscheinen. Erlauben Sie mir dennoch, von dem Gedanken auszugehen, der mich während der ganzen qualvollen Lektüre der Berichte verfolgt: es gibt keinen Zola mehr in der Welt!...

Ich weiß nicht, ob er heute (nach dem Krieg) und in Amerika (dem Land der unbegrenzten Unmenschlichkeiten) den Mord verhindert hätte. Aber daß kein einziger Schriftsteller „von Weltruhm“ sich gerührt hat, ist für uns, Genossen dieser Zeit, mehr als beschämend: es könnte fast unsere Hoffnungen vernichten. Die Überzeugung, daß die Gerechtigkeit tot ist — in Amerika und in Europa — muß alle Herzen kalt und starr gemacht haben. Zola aber hätte auch den Mut gehabt, für eine aussichtslose Sache zu kämpfen. Denn es war sein Glaube, daß die Zukunft die Sünden der Gegenwart rächt — um sie auszulöschen; und daß diese Zukunft den Armen von heute gehört, den Elenden.



Nur Blinde können glauben, daß mit der „rein literarischen“ Wirkung eines Mannes nicht eng zusammenhängen: seine Leidenschaft, an der sogenannten „Aktualität“ teilzunehmen; seine Liebe zum Tag und alles, was zu ihr gehört: das Volk, die Bitterkeit der Armut und die Härte des Reichtums und seiner Gesetze. Niemand kann sich über die Erde erheben, auf der er lebt. Es gibt keine Grenze zwischen einer Stellungnahme zu den öffentlichen Gemeinheiten und einer tapferen „zur Ewigkeit hingewendeten“ Arbeit. Ein Mensch, den ein Zeitungsbericht über eine Schändung der Menschlichkeit nicht unmittelbar zur Tat ruft, kann nicht mehr das Recht haben, über Gesichter und Handlungen von Menschen zu schreiben. Zola hat aus leidenschaftlicher Achtung für die Wirklichkeit die Grenze zwischen dem „Profanen“ und dem „Edlen“ aufgehoben. Jene verlogene Grenze, von den ewigen Reaktionären errichtet. Denn es ist ihre Eigenschaft, „Heiligtümer“ zu errichten, um Eintrittskarten zu verkaufen. Zola war der erste europäische Schriftsteller ohne Schreibtisch, als Instrument der Eingebung, der erste Romancier mit dem Notizbuch. Der erste Dichter auf der Lokomotive.

Ich glaube, daß er dadurch gerade Deutschland ein Beispiel sein kann. Denn unsere Autoren sind die Dichter am Schreibtisch. Wir haben die Fabel von den blinden Sehern und dem Fluch der professionellen Ästhetiker. Wer von den deutschen berühmten Schriftstellern hat sich um schwarze Reichswehr, massakrierte Arbeiter, bayrische Justiz, Pommern und die Herren von Kähne gekümmert? Wie viele Dreyfus-Affären hatten wir seit 1918? Wer von den berühmten Männern hat schon einen Lokomotivführer angeschaut? Konstruiert haben sie sich manchmal einen.

Nicht sie haben das Recht, den Zolaschen „Naturalismus“ „flach“ zu nennen. Er war die literarische Form eines starken Glaubens an die Kraft der Wirklichkeit. Nur durch eine minutiöse Beobachtung der Wirklichkeit kommt man zur Wahrheit.

Ich bitte Sie und Ihre Leser um Entschuldigung für diese hastigen Sätze und bin mit kameradschaftlichem Gruß Ihr

Joseph Roth.



Wir feiern einen großen Toten, indem wir uns seines Lebens bewußt werden, das heißt, seiner Wirkung auf uns gedenken. — Zolas Namen hörte ich zuerst als kleines Mädchen in der Abgeschiedenheit eines ländlichen Haushalts, als auch die deutschen Zeitungen sich füllten mit den Berichten über den Dreyfusprozeß und uns — Kinder — zum erstenmal in eine große menschlich-politische Leidenschaft hineinrissen. Picard, Zola, Labori: das war das Dreigestirn, um das unsere Kinderbegeisterung kreiste. Zolas „J'accuse“-Brief war mein erstes Zola-Erlebnis. Derselbe, wie in diesem politischen Kampfruf, ist er mir später bei der weiten Wanderung durch sein Werk erschienen: der Mensch, den Gerechtigkeit und Güte in den Kampf zwingt gegen eine Gesellschaft, deren Heuchelei Unrecht und Gewalt beschönigend verhüllt; der zähe und bis zur Schwerfälligkeit gewissenhafte Arbeiter, der nicht ruht, bis der Fall, den er plädiert, lückenlos „dokumentiert“ ist; der Gläubige, den die Inbrunst seines Wollens mitten in der Niederlage unüberwindlich macht. Man kann sein Werk nicht in einzelne „Werke“ auseinanderreißen; es lebt und wirkt durch seine Einheitlichkeit, als Wesens- und Willensausdruck eines Mannes, der Politiker aus Menschlichkeit, Künstler aus gesellschaftlicher Verantwortung war. Es bleibt damit ein dauernder und gewaltiger Protest gegen alle die schwächlichen Versuche, Werk und Leben, Kunst und Politik zu trennen und die Dichtung zu einem Glashausgärtlein zu machen, geschützt vor den befruchtenden Strömen der gesellschaftlichen Entwicklung.

Anna Siemsen.

\* \* \*

Die Werke Emile Zolas spielten eine große Rolle in der Entwicklung meiner Kunst. Mir will es erscheinen, daß er die Wahrheit über die moderne Gesellschaft sprach und sehr wenige andere Schriftsteller haben dies getan. Ich schrieb dies irgendwo in „The Jungle“. Ich habe versucht, den Inhalt von Shelley in die Form von Zola zu bringen, wobei ich meinte, daß ich die Verbindung zu einer realistischen Vision der sozialistischen Möglichkeiten herstellen wollte. Zola hat das getan in seinen späteren revolutionären Romanen, und meiner Ansicht nach gehört er dem Rang nach zu den größten sozialen Kräften.

Upton Sinclair.



# EGON ERWIN KISCH

## DIE SOZIALISTISCHEN TYPEN DES REPORTERS EMILE ZOLA

Die Tat, mit der der Syndikalist Suwarin im Roman „Germinal“ das Bergwerk tötet, ist ein Strafgericht an den müßigen Nutznießern der Grube und an den Ausbeutern einer ausgemergelten Belegschaft, ist Vergeltung an den Streikbrechern, ist Rache für den Menschenmord und ist Vollstreckung der poetischen Gerechtigkeit, — die tragische Schuld des Voreux und seiner Besitzer wird gebüßt. Der Maschinist als *deus ex machina* . . . Wem aber, fragen wir, wem nützt diese syndikalistische Einzeltat? Nicht einmal als Drohung an die Kapitalisten war sie vorher vorhanden, nicht einmal als abschreckende Gefahr war sie den Streikbrechern aus der Borinage und aus Montsou, dem Dorf der Zweihundertvierzig, bewußt, nicht einmal als Hoffnung konnte sie den Streikenden leuchten, konnte die Monate gräßlicher Verzweiflung nicht kürzen, das Sterben durch Hunger und Gewehrpatronen keineswegs verhüten. Und da sie begangen ist, nützt sie noch immer nichts. In verhaltenem Zorn, nach zweieinhalbmonatigem Ausstand müssen die Kumpels mit gebeugtem Rücken wieder hinein in das Labyrinth des schwarzen Minotaurus, durch den Hunger überwunden; der Lohnverminderung mußten sie sich unterwerfen, die ihnen den Lohn für eine Stunde schwerer Arbeit stiehlt; sie mußten den Schwur (nicht einzufahren) brechen; und das Blut der gefallenen Kameraden ist ein niederschmetternder Vorwurf. Niemanden tröstet der Tod der Grube „Le Voreux“, fast niemand ahnt, daß es eine Tat von Menschenhand war, und niemand würde Suwarin dafür segnen . . . Wie aber stellt sich Zola zu dieser antimarxistischen Aktion des Antimarxisten Suwarin, der über die Internationale spöttelt und skeptisch über Karl Marx spricht? Zola lobt und tadelt nicht, er gibt den Charakter seiner Gestalten in ihren Gesprächen. „Nichts als Dummheiten,“ läßt er den Anarchisten Suwarin antworten, als Lantier von der Weltumspannung der eben in London gegründeten Internationalen Arbeiterassoziation schwärmt, „nichts als Dummheiten! Euer Karl Marx ist noch so weit, daß er die natürlichen Kräfte walten lassen will. Keine Politik und keine Verschwörung, wie? Alles ganz offen und bloß zum Zwecke der Lohnerhöhungen . . . Laßt mich in Frieden mit eurer Revolution! Zündet die Städte an allen vier Enden an, mäht die Völker nieder, rasiert alles weg, und wenn nichts mehr übrig sein wird von dieser verfaulten Welt, dann wird vielleicht eine bessere an ihre Stelle kommen.“

Der eine von den zwei Kameraden, zu denen Suwarin das spricht, ist Stefan Lantier, von dessen systemlos angelesenen sozialistischen Grundsätzen Zola berichtet: „Obenauf stand die Idee von Karl Marx: ‚das Kapital ist das Resultat der Beraubung‘, die Arbeit hat die Pflicht und das Recht, diesen gestohlenen Reichtum zurückzuerobern. Stefan Lantier vertrat die Forderung von der Überführung der Produktionsmittel aus den privaten Händen in den Besitz der Allgemeinheit.“ Der Andere ist der Schankwirt Rasseneur, der keine Theorie kennt, so etwas wie ein unpolitisches Gewerkschaftsideal hat, gegen die Internationale und (aus geschäftlichen Gründen) gegen den Streik und für Bescheidenheit ist, „man dürfe von den Unternehmern nur das Mögliche verlangen, ohne —



wie es viele Andere tun — Dinge zu fordern, die allzuschwer zu erreichen sind.“ Diese Partner, der Halbmarxist und der Unmarxist, sie quittieren die Worte des Antimarxisten mit Lachen, die Zerstörungstheorie Suwarins erscheint ihnen eitel Großsprecherei. Und auf die Angriffe, die ihm Zola gegen Marx und seine Lehre in den Mund legt, achten sie nicht. Obwohl sie vielleicht nicht wissen, daß all das falsch ist, daß Marx die Akkumulation des Kapitals nie als den einzigen Weg zur Verwirklichung des Sozialismus bezeichnet, noch weniger jemals die Politik verworfen und nie die Lohnerhöhung als Zweck der sozialen Bewegung hingestellt hat. So mußte sich aber der Marxismus in den Köpfen jener malen, die von ihm nichts anderes wissen konnten, als was die demokratischen Ausleger daraus gemacht, die Reformisten gelehrt hatten.

Emile Zola, der alle diese Typen und Reden auf seinen Reportergängen kennen gelernt und belauscht hat, fühlte die Fehlerhaftigkeit dieser Auslegung heraus, so wie er wußte, daß nicht die Einzeltat die Rettung Aller sein könne. Er ist voll Ironie, wenn er seinen Suwarin prophezeien läßt: „Bakunin allein vermag den Keulenschlag zu führen, während deine Gelehrten mit ihrer Evolution nichts als Feiglinge sind . . . Ehe drei Jahre vergehen, wird die Internationale unter seinen Beilen die alte Welt zertrümmern . . . Der Räuber ist der wahre Held, der Volksrächer, der Revolutionär der Tat, ohne die aus den Büchern geholten Phrasen.“ Ja, Zola sagt selbst aus, Suwarins Ansicht sei, „die heilige und gesunde Unwissenheit sollte das Bad sein, in welchem die Männer ihre Kraft stählen würden“.

Immerhin: Es läßt sich nicht übersehen, daß Zola, bei aller Objektivität, für den lyrischen, mädchenhaften Terroristen, der das Kaninchen Pologne zärtlich streichelt und mit eiserner Energie den Käfig des bestialischen Grundwassers durchsägt, viel Sympathie übrig hat. Wie er ihn schildert, flüchtiger, russischer Adelliger, unbeirrbar für die Idee in der Fremde wirkend, das Jugenderlebnis nie vergessend, daß sein liebster, verwandtester Kamerad wegen eines Attentats auf den Zaren hingerichtet worden ist, und die Prophezeiung, mit der ihn der Dichter von dannen ziehen läßt („ . . . wenn die sterbende Bourgeoisie unter jedem ihrer Schritte den Boden wanken fühlen wird: das wird sein Werk sein“), läßt uns manchmal an Lenin denken. Der verbissene Anarchist Suwarin ist freundlicher gesehen als alle Träger des Arbeiterausstandes, wohlwollender sogar als der von Eitelkeit und Erbsünde verwirrte Held des Romans Stefan Lantier, viel wohlwollender als der entfesselte Lavaque, als der ehrgeizige Funktionär der Internationalen Arbeiterassoziation Pluchard, als der brave Arbeiter Maheu, als der blutrünstige Knabe Jeanlin, als die Erinnye Brulé, als die derbe Mouquette, der widerwärtige Sozialverräter Chaval, als der von Kohlenstaub und perverser Rachegeist durchseuchte Urvater Bonnemont, als die Levaque, als Rasseneur, der von der Internationale und von dem Kampf zwischen Bakuninianern und Marxisten nur Unsinn schwatzt, als der gelbe Kriecher Pierron, wohlwollender geschildert als die anderen, deren Leidenschaften auf diesem Schlachtfelde des Klassenkampfes in Erscheinung treten.

Nur eine Gestalt im Roman steht über ihm: die Proletarierin. Der Mann der Maheude wird erschossen, ein Kind stirbt Hungers, ein zweites verkommt auf der Straße, die Tochter schafft man tot aus dem Schacht, der Sohn wird bei der Rettungsarbeit getötet, der Schwiegervater verübt in ihrer Wohnung Selbstmord,



üble Nachrede erhebt sich um sie, beispiellose Not schlägt über ihrem Kopf zusammen, aber sie weist jeden Gedanken an Sozialverrat weit zurück, sie läßt keinen ihrer Familie zum Streikbruch zu. Und als sie dann selbst, sie, deren Aufgabe die Verwaltung des Haushaltes war, wieder in die Grube hinabfahren muß, weil der Streik verloren, da spricht sie zu Lantier, dem alle Anderen die Schuld geben, den alle Anderen hassen: „Nach dem Gemetzel war ich einen Augenblick in der Stimmung, dich zu erwürgen; doch man überlegt die Dinge, nicht wahr? Und man findet schließlich, daß niemand schuld daran sei. Nein, nein, es war nicht deine Schuld, es war die Schuld der ganzen Welt.“ Die Maheude hat den Glauben nicht verloren, sie ist in ruhiger Zuversicht zu der Gewißheit gelangt, „que l'injustice ne peut durer davantage et que s'il n'y a plus de bon Dieu, il en repoussera un autre pour venger les misérables,“ daß die Ungerechtigkeit nicht andauern kann, und wenn es keinen lieben Gott mehr gibt, man einen anderen aufrichten wird, um die Armen zu rächen.

Diese Geschichtsauffassung der schlichten Proletarierin, die nicht dem Führer, nicht einem Einzelnen die Schuld an dem grauenhaften Ende der Aktion gibt, erfüllt den Helden des Romanes, da er im Monat „Germinal“ über die Felder zieht. „Wenn eine Klasse aufgezehrt werden muß,“ sagt sich Stefan Lantier, „dann wird es doch sicherlich das lebensfähige, noch junge Proletariat sein, welche die von Genüssen ausgemergelte Bourgeoisie aufzehren wird. Neues Blut wird die neue Gesellschaft bilden. Und in dieser Erwartung . . . tauchte sein absoluter Glaube an eine nahe, an die wahre Revolution wieder auf, an die Revolution der Arbeiter, deren Brand die Neige des Jahrhunderts in den Purpur der Sonne tauchen würde, die er blutrot am Himmel aufziehen sah . . . Und es gediehen Menschen, eine schwarze Rächerarmee, die langsam in den Furchen keimte, für die Ernten des künftigen Jahrhunderts emporwachsend, und deren Keime alsbald die Erde sprengen wollten.“

So schließt „Germinal“, der Roman, mit dem Beginn von „Germinal“, dem Keimonat. Die Ruinen des Bergwerks „Le Voreux“ bleiben weit zurück . . . Die Grube konnte man hinrichten, hier war ein Streit über Ausmaß und Vollstreckung des Urteils möglich, hier konnten und mußten sich die Plaidoyers des Anarchisten und des Kommunisten schroff begegnen, so wie anderswo die politischen Meinungen aneinanderplatzen, z. B. im Roman „La Terre“ der Aufruf des Schutzzöllners Lequeu zum Bauernstreik, das Programm der sozialen Revolution, das der Bohémien Leroi-Kanone predigt, und die Brandschatzungsideale des Lumpenproleten Hyacinthe Fouan, genannt „Jesus“.

Wie aber, wenn kein konkreter Feind da ist, kein mit materieller Gewalt niederzuringender? Was dann, wenn es sich um den großen Gegner handelt, um den Kapitalismus an sich?

Das Geld stößt Zola auf diese Frage. Er sieht und schildert die Fieberhöhle der Pariser Börse, das maßlose Treiben der Makler und Spekulanten, dieses Schachern mit Notizen und Zetteln, das draußen, weit von hier, irgendwo in einem Vorstadthäuschen oder einer Provinzstadt Menschenleben und Familienglück vernichtet, und die ganze Welt zu verschlingen droht, ihn schaudert vor dem konzessionierten Pestherd, — aber diesen Bau mit Dynamit in die Luft zu sprengen, es hätte ebensowenig Sinn, wie die Sprengung der Montmartre-Kathedrale, die später im Roman „Paris“ der antiklerikal gewesene Priester Pierre



Froment beabsichtigt, es hätte ebensowenig rettenden Wert, wie die Vernichtung des Bergwerks „Le Voreux“. Das wäre nur Beseitigung eines Symptoms, das Kapital würde ruhig weiter wüten, von einer anderen, vielleicht von tausend anderen Operationsbasen aus.

Und hier wird der Schöpfer des experimentellen Romans zum erstenmal von dem Geiste der marxistischen Lehre ergriffen, die da lautet, daß auch die Theorie zu materieller Gewalt werden kann, wenn sie die Massen erfaßt. Lesen wir den Beginn des Romanes, vernehmen wir, wovor sich der mißtrauische Börsenspekulant Moser am meisten fürchtet, vernehmen wir, wovor er warnt: „Ja, ich weiß der Markt scheint Euch fest, und die Geschäfte gehen. Aber wartet nur das Ende ab...! Das Volk rührt sich. Die Internationale Arbeiter-Assoziation, die man gegründet hat, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, erschreckt mich sehr.



Emile Zola (Radierung, 1880.)

Peter Halm



Es gibt in Frankreich einen Protest, eine revolutionäre Bewegung, die immer deutlicher zutage tritt . . . Ich sage Euch: die Frucht ist wurmstichig. Alles wird aus den Fugen gehen!“

Als Träger der sozialistischen Idee wird Sigismund Busch eingeführt. Wo von ihm die Rede ist, wird auch von einer realen Erscheinung gesprochen: von Karl Marx. Zola läßt Sigismund Busch, den Freund und Anhänger von Marx sein. Busch habe Marx 1849 in Köln kennen gelernt, sei sein Mitarbeiter an der „Rheinischen Zeitung“ gewesen, habe sich flammend zur Lehre des Kommunistischen Manifestes bekannt und stehe, seit Marx infolge der Julirevolution aus Paris flüchten und in London sein Asyl suchen mußte, in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Da oben in einer ungeheizten Dachkammer der Rue de Vivienne berechnet Sigismund Busch in Zahlen und Tabellen den Zusammenbruch des Kapitalismus, den Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung, die Regelung von Bedarf und Produktion. Dieser hagere Mensch von 35 Jahren, lungenkrank, fröstelnd, hüstelnd, fiebernd vor Erwartung einer neuen, einer gerechten Welt. Natürlich verurteilt er die Schwärmerei für Gerechtigkeit und sogar die Wohltätigkeit als eine Steuer, mit der man die Ungleichheit der Vermögensverhältnisse sanktioniert, eine Steuer, durch die man sich die Beruhigung darüber erkaufte, daß man Nutznießer der kapitalistischen Ungerechtigkeit ist.

Und hat keine Ahnung davon, daß er selbst von einem Almosen lebt, von einem Almosen, das ihm sein Bruder Adolf spendet. Der Sozialist Sigismund, vollkommen Bürger des Zukunftsstaates, weiß nichts davon, daß sein Bruder Adolf, mit dem er Tür an Tür wohnt, von allen schurkischen Börsenschacherern just der schurkischeste ist, daß dieser Bruder Erpressungen, Drohungen, Vernichtungen und Verfolgungen betreibt, seine Schuldner wie ein hungriger Werwolf verfolgt und imstande ist, aus dem Blut eines Menschen zehn Sous abzuzapfen . . . Nichts von alledem weiß Sigismund Busch, dieser Idealist der materialistischen Geschichtsauffassung, dieser Materialist, der frei von materiellem Leben ist und an die Zukunft glaubt.

Als Saccard, der machtgierige Präsident der katholischen Banque universelle, zu Sigismund kommt, um sich einen russischen Brief übersetzen zu lassen, weist Saccard auf das Gebäude der Börse und fragt, wir hören die Ironie!, den sozialistischen Narren: „Wann werden Sie all das mit einem Fußtritt hinwegfegen?“ Sigismund Busch zuckt mit den Achseln: „Wozu? Ihr richtet Euch schon selber zugrunde.“ Und nun erklärt er dem Börsenmagnaten das Gesetz von der Akkumulation des Kapitals, erklärt es am Großgrundbesitz, der das Kleinbauerntum, an der Großindustrie, die Handwerk und Gewerbe, am Warenhaus, das den Kleinhandel, am Bankhaus, das den Wechsler vernichtet. „Wir warten, bis alles zusammenbricht, bis die heutige Produktionsmethode zu der Unerträglichkeit ihrer letzten Konsequenzen führt.“

Wir sehen wieder, daß Zola aus der Kapitalakkumulation die Konsequenz des Wartens ableitet, welche die Reformisten seiner Zeit in den Marxismus hineininterpretiert haben, und nachdem Sigismund Busch dem ängstlich werdenden Bankmann das Wesen des Kollektivismus, der Realisation des Kommunistischen Manifestes erklärt hat, lehnt er auch — wir hören wieder die Regierungssozialisten sprechen — den Gedanken an eine einfache Enteignung der Rothschildisch-Gundermannschen Milliardenvermögen ab; er spricht von Ablösung,



von Kauf gegen Annuitäten und läßt sogar die Möglichkeit einer Vererbung dieser Genußscheine offen. Sogar einer der häufigsten und albernsten und oberflächlichsten Zweifel an der Durchführbarkeit des Sozialismus wird ausgesprochen, indem die Frage gestellt wird: „— — — Durch welches Mittel soll nun die Produktionskraft des Arbeiters angespornt werden, wenn der Begriff des Gewinnes abgeschafft sein wird?“

Vierhundert Romanseiten später, als Saccard wieder im Krankenzimmer Buschs ist, liegt ein dickleibiges, deutsches Buch auf dessen Tisch: „Zehn Lebensjahre meines Meisters Karl Marx; das Werk über das Kapital, das er uns seit langem versprochen hat. Das ist jetzt unsere Bibel.“ Die ganze Nacht hat der Schwerkranke im „Kapital“ gelesen, und jetzt sagt er nichts mehr von Ablösung, von Abkauf zu Saccard. Nein: „Der kollektivistische Staat wird nur das zu tun haben, was jetzt Sie tun. Er wird Euch en bloc zu expropriieren haben, wenn Ihr im Detail die Kleinen expropriiert haben werdet; er wird nur das Streben Ihres maßlosen Traumes zu verwirklichen haben, welcher, nicht wahr?, darin besteht, alle Kapitalien der Welt zu absorbieren, die einzige Bank, das Gewaltdepot des öffentlichen Lebens zu sein . . .“

Immer entschiedener wird, während er das Marxsche Kapitalwerk durcharbeitet, die Neugestaltungsidee in Sigismund Busch, und als er, der Sterbende, einer Besucherin sein handschriftliches Lebenswerk zeigt, da offenbart er in zerebraler Übersteigerung die Vision des Sozialismus, wir sehen beinahe den Sowjetstaat vor uns mit seiner roten Arbeitsarmee, ja mehr noch, den Staat, der die Übergangsperiode der Revolution und die Diktatur des Proletariats hinter sich hat: „ . . . Sehen Sie dieses einzelne Blatt mit den Randbemerkungen, das ist die Organisation der Familie, der freie Vertrag, der die Erziehung und die Erhaltung der Kinder der Gemeinschaft überträgt. Das ist nicht die Anarchie! Betrachten Sie diese andere Notiz: Da verlange ich ein leitendes Komitee für jeden Produktionszweig, damit betraut, die Produktion nach dem Verbrauch zu regeln, indem die wirklichen Bedürfnisse festgestellt werden. Und hier noch ein Detail der Organisation: in den Städten, auf den Feldern werden ganze Heere von industriellen Arbeitern, ganze Heere von Landarbeitern tätig sein unter der Leitung von Führern, die sie selbst gewählt, Vorschriften gehorchend, die sie sich selbst gegeben haben“ . . .

Er sieht aus seinen Zetteln und Papieren und Heften diese neue Welt des verwirklichten Sozialismus auferstehen und stirbt. Sein Bruder, die Hyäne des Geldmarktes, kommt herbei, als Sigismund tot daliegt, und rafft in einem Anfall wütender Verzweiflung die auf dem Bette verstreuten Papiere zusammen, zerreißt sie, zertritt sie . . .

Das ist das Hintertürchen. Denn auch Zola ist bei allem Fanatismus für das entrechtete Proletariat, auch er ist ein Bourgeoisozialist, kein Klassenkämpfer. Und in seinem letzten Industrieroman, in „Travail“, verliert er sich gar in einem vollkommen mißglückten Utopismus. Auch Utopia müßte eine Insel, müßte rings vom Ozean umbrandet sein, — keinesfalls kann im Streukegel einander beschießender Kanonen ein Gefilde der Seligen erblühen. Keinesfalls — wir wissen es aus der Theorie und aus praktischen Versuchen — kann sich innerhalb kapitalistischer Umwelt eine sozialistische Kolonie friedlich entfalten. Der alternde Zola aber, vom experimentellen Roman zum konstruktiven übergehend,



reportagemüde und versöhnungshungrig, baut uns diese paradiesische Fabrik mitten in den Höllenschlund des Kapitalismus. Und ist diese Fabrik überhaupt paradiesisch? Es ist die berüchtigte „konstitutionelle Fabrik“, der Betrieb mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter.

Der Millionär, den Fourier zeitlebens vergeblich ersehnt hat, damit er ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Utopie zur Verfügung stelle, in „Travail“ („Arbeit“) ersteht er in der Figur des Ingenieurs Luc Fromont; die Million besteht in dessen Arbeitseifer. Von seinem bis zum Revolutionarismus getriebenen Vater, dem Priester Pierre Fromont der „Drei Städte“, hat Luc nichts Revolutionäres geerbt. Ihm kommt das Buch „Solidarität“ in die Hand, das Buch eines Fourier-Schülers, wahrscheinlich eine von den Verwässerungen, den Entrevolutionierungsversuchen des immerhin revolutionär gewesenen Meisters. Nach dieser Lektüre schickt sich Luc Fromont mit Hilfe des gütigen Geschwisterpaares Jordan an, aus deren Eisenwerk „Crêcherie“ ein Phalansterium zu machen, ein großes Bündnis des Kapitals, der Arbeit und des Talents, ein „Muster der künftigen Gesellschaft und einen Gegensatz zur Nachbarfabrik, dem „Abgrund“, zu derjenigen, „wo das Lohnsystem des alten Bagnos herrscht, und wo der zum Sklaven gewordene Arbeiter gequält und entehrt wird“. Warum sich Luc Fromont bei seiner Beglückungsidee gerade von den seit 60 Jahren überholten Plänen Fouriers leiten läßt? Er gesteht es sich selbst ein: „Weil er ein persönliches Widerstreben gegen die revolutionäre Gewalttätigkeit fühlte, weil er seine wissenschaftliche Zuversicht auf die ununterbrochene Evolution gesetzt hatte, die noch eine Ewigkeit vor sich hat, um ihr Werk zu vollenden.“ Nun, an diesem Sohn des Dynamit-Abbés aus dem Roman „Paris“ wird die Hereditätslehre beinahe zuschanden! Das mag nach dem persönlichen Geschmack des Dichters, des Romanciers sein. Jedoch soziologisch unmöglich ist die Entwicklung der Fabrik zur Stadt, die Vereinigung von Stadt und Land in Fourierschem Sinne, die Überbrückung der Klassengegensätze durch Verschmelzung der Familien von Fabrikbesitzern, Kleinbürgern, Bauern und Industriearbeitern, durch Erotik und Liebe, die Aufhebung des ganzen Handels von Beauchair durch die Genossenschaften des Unternehmens, ebenso wie die wichtigste Frage, die Entscheidung der Arbeiter über Quantität, Art und Verwendung ihrer Produktion nicht gelöst wird. Daß der Anarchist dieses Romans, der Töpfermeister Lange, von dem Zola sagt, er sei „wie ein halbgebildeter Poet, der seine Schwärmereien laut in die Menge schreit“, sich durch die Maßnahmen und Erfolge Lucs zur Einsicht entschließt, da er erkennt, „daß ein wenig Gerechtigkeit ersteht und das schreckliche Elend mildert“, wäre charakterologisch möglich. Unmöglich aber, daß der Puddelmeister Bonnaire, der die kollektivistische Lehre, den modernen Sozialismus ganz in sich aufgenommen und für ihn machtvoll gewirkt hat, aus privater Dankbarkeit seine Propaganda unterbricht, um „die Resultate des Versuches“ abzuwarten; ist das ein Sozialist, für den der Sozialismus ein Experiment ist, welches glücken, aber auch mißglücken kann? Nein, er ist, — ob er nun „Kautsky“ heißt und leider wirklich lebt oder „Bonnaire“ heißt und eine Romanfigur ist, — nichts anderes als ein Renegat. Vergeblich sucht der zum Dichter gealterte Reporter ihn uns sympathisch zu machen.

Der Roman „Arbeit“ hat übrigens auch von der befreundetsten Literaturkritik Zolas die schärfste Ablehnung erfahren, die Figuren sind ein Abklatsch von



Gestalten seiner früheren Bücher, die Handlung langweilig. Wir können dieses Buch guten Gewissens aus dem gigantischen Werke Zolas streichen, wir können seine Irrtümer über die Theorien des Sozialismus vergessen, wir können ihm seine skeptische Einstellung gegenüber der Weltrevolution vergeben, und wir können seinem Andenken huldigen, als einem eindringlichen, wahrheitsgetreuen unverblühten Schilderer des proletarischen Leidensweges, als einem machtvollen Epiker der Masse, als einem beflissenen Illustrator der sozialen Lehre und als einem von Hoffnungen erfüllten Lobpreiser der Arbeit.

## HENRI BARBUSSE / ZOLA, DER GROSSE PROPHET

Meine deutschen Freunde bitten mich, ihnen eine Studie über Zola zu seinem 25. Todestage für ihre Zeitschrift beizusteuern. Da ich gerade eine größere Reise vorhabe, muß ich mich entschuldigen, nicht so gründlich und eingehend über den großen Schriftsteller zu sprechen, wie es ihm gebührt, der mich am Ende seines Lebens und zu Beginn des meinen mit seiner Freundschaft ehrte.

Trotzdem will ich gerade in dieser Zeitschrift seiner Erinnerung huldigen und seiner als Schriftsteller und als Menschen gedenken. Viel kann man an ihm tadeln, man kann sogar manche Einzelheiten seiner Arbeitsmethode und seiner Schreibweise kritisieren. Aber über Einzelheiten wird man niemals den klaren Blick verlieren. Eines wird uns immer wieder jede Detailkritik unmöglich machen: die Größe und die Weite seiner Begabung und seines Werkes. Als er zu schreiben anfing, faßte er den Plan zu einem gigantischen Werke. Er hat diesen gewaltigen Plan, der das Können mehrerer seiner Zeitgenossen umfaßte, methodisch festgelegt und mit einer Lebens- und Gestaltungskraft durchgeführt, deren kein anderer Schriftsteller fähig war. Randvoll gefüllt mit Kraft und Temperament, verstand er es, seine Personen und manchmal auch seine Massen mit jedem Roman weiterzubewegen — von einem Ziele zum nächsten. Dadurch drückte er jeder Gesellschaftsschicht und jedem ihrer Einzelglieder den Stempel der zeitgenössischen Zivilisation auf, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Schwerindustrie und Spekulantentum, durch



Luxus und Schwelgerei, diese Merkmale der kapitalistischen Welt gekennzeichnet wurde.

Wie bei allen großen Schriftstellern, besonders bei Victor Hugo und sogar bei Balzac, hat sich Zolas Ruhm bald nach seinem Erscheinen wieder verdunkelt. Das ist verständlich. Diese Reaktion tritt automatisch auf: sie ist der Racheakt der öffentlichen Meinung, die gefangen und geblendet ward. Die Schriftsteller der jungen Generation richten sich meist nach dem Geschmacke eines blasierten Publikums, sie suchen heute nicht mehr analytische und psychologische Feinheiten. Wie ihre Leser wissen sie mit dem Leben nichts mehr anzufangen. Deshalb steigt heute aus dem Kreis der großen Literatur die essentielle Persönlichkeit eines Stendhal (dessen Nachahmer übrigens nichts als seine Details nachzuahmen verstehen) über die des natur-schöpferischen Schriftstellers von lebendigem Fleisch und Blut.

Aber diese Vernachlässigung scheint ein Ende zu nehmen. Die Größe Zolas wird wieder anerkannt. Ich wenigstens glaube, daß die Zeit nicht fern ist, wo sich plötzlich eine vollständige Wendung zugunsten der synthetischen Kunst bemerkbar machen wird — deren überragendes Beispiel Zola trotz seiner leichten Fehler war — gegen die Literatur algebraischer Abstraktionen und der übersteigerten Sonderfälle, die mit notwendiger Konsequenz Zeitlupenliteratur wurde.

Wir werden von der Kraft der großen sozialen Bewegung, die mehr und mehr Boden gewinnt, zur kollektiven Kunst hingezogen.

Hier müssen wir die bewundernswerte Haltung Zolas als Staatsbürger und Verteidiger der Gerechtigkeit rühmen. Nie hat er seine Aufgabe als Schriftsteller vernachlässigt, nicht die Konzeption, die er einmal gefaßt hatte, und die wir selbst fassen müssen. Denn der Schriftsteller ist weder ein Possenreißer noch ein Raritätenkabinett, sondern der Wortführer seiner Zeit. Er soll nicht nur die Formen seines Jahrhunderts schaffen, sondern auch die Strebungen und Hoffnungen, kurz, alles, was in der Menschlichkeit einer Generation, die vergeht, ewig ist.



## LEO LANIA / DIE ERBEN ZOLAS

Siebzig Jahre der europäischen Dichtung, erfüllt wie wenige Epochen vorher von Unruhe, rastlosem Streben nach Neuem, nach Sprengung der Form, Umsturz des Inhalts, durchpulst von verwirrenden Strömungen, so oft leichte Beute je auftauchender, scheinbar nur vom Zufall abhängiger Moden — — diese letzten siebzig Jahre des Naturalismus, des Im- und Expressionismus, des Symbolismus, Futurismus, Konstruktivismus, der neuen Romantik und der neuen Sachlichkeit, sie stehen in Wahrheit von Anbeginn nur unter dem einen Zwang: ein klares, richtiges Verhältnis zu finden zur Maschine. Die ist in das soziale und in das individuelle Leben eingebrochen wie ein unerbittlicher Eroberer, hat sich den Einzelnen, das Volk, die Kontinente unterjocht, gleichsam in das Bett unseres Lebensstromes Basaltblöcke getürmt, an denen sich dieser immer wieder bricht. Und immer wieder den Anlauf nehmen muß, die Hindernisse zu überwinden: sei es, indem er sie in weitem Bogen umfließt oder unterspült, sein eigenes Bett verbreitert oder in wildem Jauchzen über sie triumphiert.

Als die Maschine geboren wurde, da gab es wohl niemanden, der bereit gewesen wäre, sie mit Jubelhymnen zu begrüßen. Untergang und Verderben schworen ihr die Weber ebenso wie die Fuhrleute, die Teppichknüpfer ebenso wie die Dichter. Die Maschine ward zum Leben erweckt, aber der Tod schritt auf ihren Spuren: Hunger, Arbeitslosigkeit, verschärftes Elend und unbarmherzige Fröste, in denen die blaue Blume der Romantik verdorrte und die Märchen-Nachtigallen starben. Wenn schon die Maschine in ihren Flegeljahren solch furchtbares Medusenhaupt zeigte, welch schreckliche Geißel würde sie, erst groß und mächtig geworden, für die Menschheit sein! Und während sich also verzweifelte Arbeiter zusammenrotteten und mit Hämmern und Äxten auszogen, das Teufelswerk zu vernichten, flüchteten die armen Dichter aus ihren Dachkammern in die Idylle des Handwerks und des Kleinbürgertums, und die weniger armen Dichter beschworen in eleganten Salons die nahe Zukunft grauenhafter Mechanisierung einer grotesken Marsmenschheit. Aber die Vergangenheit ließ sich auch durch die sanftesten Gedichte nicht wieder zum Leben erwecken, und die Zukunft scherte sich kaum einen Pfifferling um die Phantasien kühner Utopisten. Die Gegenwart meldete ihre Ansprüche an und heischte Gehör und Beachtung,

Es gab nicht viele, die fähig und gewillt waren, dieser durchdringenden Stimme zu lauschen. Scharfe Augen mußte man haben, gute Ohren, einen klaren Kopf und ein weites Herz, vor allem aber die Entschlußkraft, sich einzuordnen in das gewaltige Heer der Armen und Kleinen, auf jede Sonderstellung zu verzichten und sich als Dienender zu fühlen, als ein bloßer Soldat der großen Arbeiterarmee.



Sehen, was ist, aussagen, was ist, keine Herrin anerkennen neben der Wahrheit — das war das Ziel. Den Dingen ringsum ihre letzten Geheimnisse abzulauschen, die Maschine immer wieder abzutasten und zu durchleuchten, der Weg dorthin. Emile Zola fuhr in die Gruben ein und wanderte zu den Hochöfen hinaus, Verhaeren strich durch die Gassen der werdenden Großstadt und die Hallen der Fabriken, und beide entdeckten auf diesen Streifzügen zum ersten Male die Maschine für die Dichtung, indes Hauptmann, Ibsen und den anderen Bannerträgern des europäischen Naturalismus ihre Entdeckungsreisen durch die Seele des Menschen noch nicht den Blick freigab auf jene Stätte, wo der Einzelne seine Sonderstellung verliert und nur Leben und Bedeutung, Licht und Schatten empfängt als Diener am gemeinsamen Werk, als Arbeiter an der Maschine.

Daß die Maschine zuerst und am stärksten die französische Dichtung eroberte, daß die deutsche verhältnismäßig spät diesen Stoff aufgriff, ist natürlich kein Zufall. Die Arbeitsteilung im Zeichen des Fachmannes, in Deutschland zum leitenden Prinzip der Lebensorganisation des ganzen Volkes erhoben, sperrte das große Gebiet der Technik und Industrie gleichsam hermetisch ab vor den profanen Blicken der Dichter, die sich selbst nur für die seelischen Gefilde zuständig erklärten. Die Tafel „Unberufenen ist der Eintritt verboten!“ hing nicht nur an den Gattern und Toren der Fabriken; die Dichter selbst sorgten dafür, daß sie in ihrem Kämmerlein nicht gestört wurden durch das Surren der Transformatoren, das Heulen der Sirenen, das Dröhnen der Hämmer. Und so blieb es in Deutschland den Männern der Technik vorbehalten, den Ingenieuren wie Max Eyth und Arthur Fürst, der Maschine den Weg in die Dichtung zu bahnen, dies Gebiet fruchtbar zu machen für die Novelle und den Roman. Auf der anderen Seite waren es die Arbeiter selbst, die eine Industriedichtung schufen. Alfons Petzold, Max Barthel, Karl Bröger, Heinrich Lersch, Paul Zech sind hier zu erwähnen — aber es ist wiederum kein Zufall, daß diese Dichter das Erlebnis der Maschine fast ausschließlich lyrisch zu bewältigen suchten, also extrem persönlich, daß aus der Arbeiterdichtung das Epos der Maschine, das Drama der Industrie nicht erblühte. Um dieses zu gestalten, dazu fehlte auch den Arbeiterdichtern die Verbundenheit, die innere Beziehung zu weiten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. Diese innere Unverbundenheit der deutschen Dichtung mit der Maschine bereitete erst jene Bewegung vor, die, aus einem Extrem ins andere umschlagend, aus der billigen Ächtung der Maschine zu ihrer schrankenlosen Anbetung führte. Der Siegeszug der Technik wurde nicht mehr in seinen inneren Voraussetzungen geprüft, die Maschine zum Selbstzweck erhoben: wie man einst das Wort von der „Kunst um der Kunst willen“ verkündete, so wurde jetzt die Technik um ihrer selbst willen



besungen, aus jeder Beziehung zum Volksganzen und seinen Notwendigkeiten herausgelöst. Die Ekstase der expressionistischen Industriedichtung — mag sie nun auf der einen Seite in den Hymnen auf die „Erlöserin Maschine“, auf der anderen Seite in der Tragödie „Gas“ Georg Kaisers gipfeln — sie ist nur ein neuer Zweig am alten Baume der Romantik.

Der „Amerikanismus“ Deutschlands, heute schon so sehr Schlagwort, daß man sich meist der Mühe enthoben fühlt, damit einen klaren Begriff zu verbinden, ist letzten Endes kaum mehr als die Summe gewisser Äußerlichkeiten, die ebensowenig den Wesensinhalt Amerikas wie Deutschlands bestimmen. Amerikanismus, auf eine einfache Grundformel gebracht, ist gewiß nicht nur Anwachsen des Verkehrs, Verschärfung des Arbeitsrhythmus und Tempos, Sportbegeisterung, Rekordfieber und Jazz, sondern vor allem das sichtbare Wirken eines Kollektivbewußtseins, das aus den Quellen eines starken, überschäumenden Lebensgefühles gespeist wird. So betrachtet, ist heute nur ein Land „amerikanisch“ — Rußland. Gewiß, ein Amerikanismus mit umgekehrten Vorzeichen, aber in seinem Verhältnis zur Technik, zur Maschine, zu den Dingen des täglichen Lebens, die nicht aus zweiter Hand durch die romantische Brille überkommener Anschauungen nach dem Schema von einmal erprobten Erfahrungsgrundsätzen reguliert, sondern immer von neuem und immer neu erlebt werden — in seiner Weite und Traditionslosigkeit ist Sowjetrußland amerikanisch.

In einem seiner geistreichen Essays schildert Ilja Ehrenburg den Tummel der Begeisterung für die Maschine, der Rußland in den Monaten des Hungers und des Bürgerkriegs erschütterte. Er schreibt: „Der Krieg war nötig, die Revolution, Hunger, Blockade und Typhusläuse, das Agonieröcheln von Transportzügen und auf den Rückseiten alter Rechnungen ausgefertigte Mandate, damit in dem finsternen heroischen Moskau die Poesie — der Sache geboren wurde. Auf der Sucharewka (Trödlermarkt in Moskau), wo asiatische Großzügigkeit mit abgeschleckten Zuckerhüten handelte, brachen die Maler in den begeisterten Ruf aus: „Zum Teufel die Malerei! Hoch die amerikanischen Badeeinrichtungen!“ Majakowsky, der seine Begeisterung schüchtern hinter Ironie verbarg, verherrlichte die „Elektro-Dynamo-Magische Stadt“, und bei Meyerhold vergaßen die Moskauer beim Anblick richtiggehender Lifts auf der Bühne die erschütternde Bedeutung der Heldenmonologe.“ Der russische Konstruktivismus war eben die Flucht in die Romantik einer Welt, die es nicht gab.

Mittlerweile hat die Realität des Lebens dieser Romantik das Lebenslicht ausgeblasen. Der Roman „Zement“ des jungen Gladkow ist jenseits alles Dichterischen vor allem bedeutsam als Dokument des russischen Alltags, des russischen Menschen von heute. Hier wird das



Zementwerk, eine Fabrik, zum Helden des Romans gemacht, die Maschine ist nicht mehr Hintergrund, sondern der eigentliche Träger der Handlung. Aber gleichzeitig wird dieses Werk mit allen seinen Bindungen und sozialen Voraussetzungen gestaltet: wie es aus den Ruinen des Bürgerkrieges durch das kollektive Schaffen der Arbeiter zu neuem Leben erweckt, gegen alle Widerstände der Bureaucratie, gegen alle Sabotage der Zweifler und den offenen Kampf der Gegner ertrotzt wird. Hier sind die Schleier der Romantik gefallen, aber der Dichter begnügt sich auch nicht mehr mit der bloßen, wahrheitsgetreuen Schilderung der Fassade, die Seele der Maschine wird enträtselt, und es zeigt sich, daß in dieser Seele der elektrische Strom der Technik mit den geheimnisvollen Strömen des sozialen Organismus zu einer Einheit zusammenfließt.

Man könnte Sinclair Lewis' „Benzinstation“ ein Gegenstück zu „Zement“ nennen, obwohl hier scheinbar nicht die geringsten Beziehungen bestehen. Aber wie Sinclair Lewis das Auto zum Helden seines Romanes macht, es gleichsam als lebendes Wesen gestaltet, sachlich, überlegen, das illustriert besser als Hunderte von gelehrten Abhandlungen das innere Verhältnis, das jenseits des Ozeans das Volk in seiner Gesamtheit zur Technik und zur Maschine gewonnen hat. Zwischen dem zolaschen Naturalismus Upton Sinclairs und der neuen Sachlichkeit Sinclair Lewis', zwischen „König Kohle“, dem „Sumpf“ und der „Benzinstation“ liegt eben die Epoche des Ford-Autos und der Siegeszug der amerikanischen Industrie.

Deutschland hat in seiner Epik der neuen Sachlichkeit eines Sinclair Lewis und eines Gladkow vorläufig nichts Ähnliches entgegenzusetzen. Womit gewiß kein Werturteil gefällt werden soll, sondern bloß eine soziale Erscheinung registriert sei. Ist doch dieses Verhältnis der Dichtung zur Maschine nichts anderes als ein Barometer, von dem die Zeitgemäßheit der Dichtung und ihr Einfluß auf die Formung der sozialen Probleme abzulesen ist.

Diese Dichtung kann nur sozialistisch sein: nicht weil sie Tendenz verkündet, sondern weil die Gestaltung kollektiver Probleme der Arbeit, der Technik, des wissenschaftlichen Betriebes, des Militarismus, der Börse und der Politik vom Stoff beherrscht wird — für formale Spieleereien und individuelle Seelennöte ist in dieser Dichtung, die, ob bewußt oder unbewußt, auf materialistischer Weltanschauung fußen muß, wenn sie wahr sein will — kein Platz. Und so ist es reizvoll, festzustellen, wie selbst eine lyrische Natur, wie der junge A. Chateaubriant, in seinem Roman „Schwarzes Land“, ausgehend von den „nur“ menschlichen Problemen eines verschobenen Torfstechers bei einem Aufriß der sozialen Verfassung des rückständigen Loiregebietes endet, die Tradition Zolas aus „Mutter Erde“ aufnimmt. Erben dieser Tradition



sind in Frankreich noch Jean-Richard Bloch und Pierre Hamp, beide ohne die Unerbittlichkeit Zolas zu erreichen, beide zu sehr Zolas äußerer Form nachstrebend, um ganz im Heute aufzugehen.

Und hier in den Erben zeigt sich, wie sehr der zolaische Naturalismus ein Kind seiner Zeit war, wie unmöglich es ist, ihn einfach für unsere Gegenwart zu übernehmen. Die wahren Erben Zolas sind heute nicht unter den Naturalisten Hauptmannscher Färbung zu suchen, sondern in der Gruppe der „Reportagedichter“ Amerikas — der Gruppe um Sinclair Lewis, Dos Passos, Hergesheimer — in einem kleinen Kreis der jüngsten Russen, indes England in Wells, Deutschland in Heinrich Mann nur ganz vereinzelte Erscheinungen dieses Typus besitzt. Es hat den Anschein, als bliebe es heute in Deutschland den Reportern vorbehalten, jene literarische Basis zu schaffen, die das tragfähige Fundament einer Dichtung der neuen Sachlichkeit bilden kann, welche allen die künstlerische Gestaltung dieser Zeit und ihrer sozialen Probleme ermöglicht — im Sinne, im Geiste und mit dem Werkzeug Zolas.

## GERHART POHL / DER AKTUELLE ZOLA

„Es hat mich einige Überwindung gekostet, die Arbeit einer ernstlichen Studie an eine literarische Erscheinung zu wenden, welche, für sich betrachtet, diese Mühe nicht verlohnt und ohne Zweifel nach kurzer Frist ebenso tief in die Stille der Vergessenheit zurücksinken wird, als sie jetzt hoch in den Lärm des Tages emporsteigt.“

Ludwig Pfau in „Nord und Süd“.

30 Jahre sind diese Sätze alt und leben noch — als Schandmal für die kleinbürgerliche Borniertheit eines großsprecherischen, kenntnislosen Feuilletonismus. Stände heute ein kämpferischer Mensch von Zolas Format auf, der mit der bäuerlichen Kraft und so ungestüm wie er „nichts als die Wahrheit“ zu sagen entschlossen wäre, sie würden über ihn herfallen, die Pfauen-Federn des juste milieu, würden Tinten-Platzregen aus den Boulevard-Papieren über seinen Kopf schütten. „Überwindung“ würde es sie kosten, „die Arbeit einer ernstlichen Studie für eine literarische Erscheinung“ aufzuwenden, „die diese Mühe nicht verlohnt“. Auch in dieser Hinsicht hat sich nichts geändert.

„... ich habe die Massen heulend nach meinem Tode verlangen gehört, ich habe eine Schmutzflut von Beschimpfungen und Drohungen sich zu meinen Füßen wälzen gesehen...“, schrieb Emile Zola am 12. September 1899. Aber „la vérité est en marche et rien ne l'arrêtera“ verkündete zu gleicher Stunde die Ehrenmünze der „Liga für Menschenrechte“, die „Hommage à Zola“ sein Bild trug. Und drei Jahre später — am 5. Oktober 1902 — sprach Anatole France am offenen Grabe dieses Emile Zola die denkwürdigen Sätze: „Die Folgen seiner Tat sind unberechenbar. Schon jetzt machen sie sich geltend. Denn sie haben ein Bestreben nach sozialer Gerechtigkeit ausgelöst, das sich nicht wieder hemmen lassen wird.“



Emile Zola ist keine literarische Figur mehr, sondern ein Stück lebendiger Weltgeschichte, keine französische National-Erscheinung, vielmehr das Symbol des aufgerüttelten Welt-Gewissens im Totenhouse einer barbarisierten Zivilisation. Und wenn in den Tagen des erbärmlichen Sacco-Vanzetti-Mordes die Protest-Stürme erhebend stark aus Europa und am bewegtesten aus Frankreich nach Wallstreet wehten, der Schatten eines großen Beispiels stand darüber. Denn was Emile Zola für Alfred Dreyfus tat, war mehr als die Ehrenrettung eines unschuldigen Offiziers. Es war das Signal, daß der Gewalt eine Grenze gesteckt ist, und zwar Kraft des Geistes, und daß der Geist nicht bereit ist, der Gewalt eines verbrecherischen Systems zu weichen und mit ihm in Barbarei zu ersticken. „Die Lüge hat den Vorteil, daß sie keine Dauer besitzt, während die Wahrheit die Ewigkeit für sich hat . . .“, schrieb Zola an den Präsidenten der Republik. Siegesgewiß klingen die Worte und drohend, getragen von der Unerbittlichkeit beleidigten Rechts. „Nur etwas Geduld, und wir werden sehen, wer Recht behält!“

\* \* \*

Inzwischen ist die Dreyfus-Affäre längst Historie geworden. 1906 — vier Jahre nach Zolas Tode — wurde Dreyfus endgültig entschuldigt. Aber dieser Fall, der dank Zolas kämpferischer Unerbittlichkeit die Nation an den Rand des Abgrunds brachte, war nur erstes Wetterleuchten eines Zeitalters der Korruption und Verkommenheit. Ungezählte „Fälle“ brachte das letzte Jahrzehnt in fast allen Staaten der Erde, die weit schamloser, brutaler und niederträchtiger waren als die schmierigen Schiebereien um Alfred Dreyfus: Feme-Morde, Justiz-Skandale, Max Hölz, Rakosy, Ru-



Scene aus dem Dreyfus-Prozeß    Nach einer zeitgenössischen, journalistischen Zeichnung



mänien, Bulgarien, legalisierter Terror und Mord in allen Staaten, und eben jetzt — Sacco-Vanzetti! Wir haben Unrecht und Gemeinheit, Roheit und Korruption erlebt — aber keinen Emile Zola. Gerade wir in Deutschland haben zwingende Veranlassung, heute auf Zola zu weisen und sein Lebenswerk anzuerkennen. Absurd-kühn für talentlose Ohren klingt vielleicht die Behauptung, der Franzose Zola ginge den deutschen Geist in dieser Stunde mehr an — als die deutschen Klassiker und Romantiker. Deutsche Dichtung des XVIII. und XIX. Jahrhunderts — als traditionelles Ideal deutschen Geistes von eifernden Oberlehrern hingestellt — war eine reine Ideen-Dichtung, die wohl den Duft deutscher Erde, nicht aber das wahre Gesicht Deutschlands trägt. Unmöglich, damals die Physiognomie des deutschen Menschen und einer deutschen Gesellschaft scharf zu gestalten, weil es kein Deutschland als Nation, keine einheitlichen, allgültigen deutschen Probleme gab. Seit 1918 aber besteht die Möglichkeit. Und das wird das einzige Resultat der ersten Republik sein, die nicht Wille, sondern einen Zusammenbruch gebar. Die Kleinstaaterei, von „Belangen“ aufgeputscht, liegt endgültig im Sterben. Die Zentralisation schreitet unaufhaltsam fort. Schon gibt es ein deutsches Paris — Berlin. Hier laufen die Fäden der Wirtschaft und Politik zusammen, hierher strömt die beste Jugend: ein Schauspiel, das Frankreich schon vor fünf Vierteljahrhunderten erlebte. Berlin ist der Brennpunkt, in dem die Kräftelinien unseres Volkes aufeinanderstoßen, die Zentrale aller Gebiete deutscher Sprache — denn auch Wien ist tot, und die deutsche Schweiz, die gewisses kulturelles Eigenleben bewahrte, hat mehr die Rolle eines guten Elternhauses als der Arbeitsstätte des Geistes übernommen. Ein wilder, etwas lauter, unsentimentaler Kampfplatz ist Berlin, wo Probleme scharf gestellt, Aktionen eingeleitet, Dinge geändert werden — können.

Aber wir haben es noch nicht gelernt. Im Tiefsten noch „gute Untertanen“ lassen wir die Kommissionäre der Agrarier, die Funktionäre der Industrie und feige „Volksvertreter“ bestimmen, als ob noch behäbigster Feudalismus herrschte. Machen die Regierer — aus Gemeinheit, Duckmäuserei oder Erbärmlichkeit — eine neue Schweinerei, wird Einer von uns ein Artikelchen stiften, seine Hände so in der Unschuld des Pontius Pilatus waschen und schuldig werden wie der. Wir erleben täglich die Skandale, weil wir sie still miterduldend mitverschulden. Wir sind gar keine guten Schüler Emile Zolas. „Ich bin unpolitisch“ und „Ach, in diesem Lande läßt sich doch nichts machen!“: feige Ausreden, solange Ihr nichts macht. Wer hat schon an den Präsidenten Hindenburg geschrieben und die Beseitigung des Hölz-Skandales gefordert? Nicht erbettelt, drohend gefordert, wie's Emile Zola tat: „Man hat uns die Gerechtigkeit der Geschichte verheißen, und ich verweise auch Sie darauf, Herr Präsident. Sie wird Ihre Taten verzeichnen! Vielleicht ist es noch Zeit. Nur muß ich hinzufügen, daß ich Ohren und Augen weit geöffnet halten werde . . . Ich befasse mich Tag und Nacht mit dem, was am Horizont vor sich geht . . .“ Wer von den einflußreichen deutschen Schriftstellern hat annähernd so Drohend-Kühnes geschrieben? Statt die Zivilcourage eigener Forderung aufzubringen, haben wir die Bequemlichkeit kollektiver Protest-Adressen eingeführt, wo ein paar Dutzend großer Namen hinter unverbindlichen Bittgesuchen stehen. Eines Gerhart Hauptmann oder Thomas Mann Forderung an den Präsidenten, stände sie eines Morgens im „Berliner Tageblatt“, hätte die gleiche sensationelle Wirkung



wie Zolas Briefe in „L'Aurore“. (Aber beruhigt Euch, wir werden es nicht erleben.) Natürlich dürfte ein Wink der Wilhelmstraße nicht verschüchtern, sondern müßte zu neuer Tat befeuern. Ein Gerhart Hauptmann mit Zolas Kampf-Entschlossenheit ist immer mehr als Gustav Stresemann und Wilhelm Marx. Aber in Deutschland lügen ja selbst große Dichter — denn Schweigen heißt Lügen — um „Belange“ zu wahren. Sie stehen über den Parteien, links über den Parteien, versteht sich. Kastraten sind sie — aber nur so lange, wie sie sich selbst entmannen. Freiwillig degradieren sie sich zur kulturellen Luxus-Packung einer kulturlosen, raffgierigen Bourgeoisie. Nicht Suchende können den Weg nicht finden, das ist die Weisheit des kleinen Einmaleins. Und derweil erstickt alles in Barbarei und Schimpf.

Aber Einiges hat sich doch geändert seit 1914. Und die wenigen Entschlossenen, die das Blutbad gebar, müssen weiter gehen. Eine schwere Aufgabe fiel ihnen zu, ein ruhmvolles Werk, das, zu Ende geführt, der Auftakt einer neuen Zeit sein kann. Wir müssen von Emile Zola lernen, „mit einfachen Worten nichts als die Wahrheit zu sagen, damit das Volk uns versteht“. Wir müssen die Trennungslinie scharf abstecken und erkennen, daß zu uns nur gehört, wer dem verantwortungsbewußten Geiste dient. Damit bricht der Begriff: Generation in sich zusammen. Denn Heinrich Mann und Arthur Holitscher gehören zu uns, nicht aber die gekrümmten Arrivés der Parteien und Cliques oder die schreibwütigen Söhne bekanner Männer, die „mit gepflegtem, energischem Gesicht, dem klaren, scharfen Profil, der nüchternen Sprache . . .“ verbrecherischen Blödsinn schmieren.

Wir stehen auf Seiten der Entrechteten, Unterdrückten, Gequälten, und kämpfen mit der revolutionären Avantgarde des Proletariats um die Liquidierung eines Systems, das uns alle zu vernichten droht. Für uns ist Emile Zola — 25 Jahre nach seinem Tode — brennend aktuell, der Klassiker der gesellschaftlichen Ablösungskämpfe, das Symbol kühnen Menschengesichtes und der revolutionären Unerbittlichkeit.

## OTTO BRATTSKOVEN / ZOLA UND DIE MALEREI SEINER ZEIT

Zola als Erscheinung ist die Personifikation einer inneren Notwendigkeit des Schaffens, das in seiner Unabläßlichkeit von den tatsächlichen Quellen des menschlichen Darstellungsdranges gespeist wird. Die Bedingtheiten des Daseins, die soziologischen Verästelungen, die sozialen Untergründe und die menschlichen Triebe treten bei ihm aus dem Chaos der unendlich vielen Abläufe in eine Ordnung, die ohne spintisierende Abschweifung oder rein formalistische Tendenz nichts an Weitsichtigkeit einbüßt. Das ist das Wesentlichste bei ihm, ein anderes Moment, ein immer aktives Gerechtigkeitsgefühl wie selten bei einem Schriftsteller hängt eng damit zusammen und rundet die Erscheinung erst zu ihrer heutigen Bedeutung.

Aus diesem Gerechtigkeitsgefühl wurde der junge Südfranzose Zola 1866 dazu getrieben, für die Zeitung „Événement“ Kunstberichte über den Pariser Salon zu schreiben. Der Herausgeber des schon damals opportunistisch-bürgerlichen



Blattes, des späteren „Figaro“, brachte es nach Erscheinen des ersten Artikels fertig, neben diesen mit „Claude“ gezeichneten Berichten noch andere, im üblichen Jargon verfaßte zu setzen und erzwang durch diese Paralyse, daß Zola schließlich seine Berichterstattung als nutzlos einstellte.

18 Jahre später schrieb Zola das Vorwort zu dem Katalog einer Ausstellung von Manet und 1896 im „Figaro“ noch einmal über den Salon. Einige im Auftrag für eine Zeitung in Petersburg in französischer Sprache geschriebene Kunstberichte sind schließlich verlorengegangen\*).

Das Ganze scheint wenig und ist es auch seinem Umfang nach. Als Tat, Äußerung und lebendigste Auseinandersetzung jedoch hat es ein enormes Gewicht, schwerwiegend schon deshalb, weil er der erste war, der die Bedeutung der impressionistischen Malweise wesentlich erkannte. Zola war in seiner Jugend mit einer Reihe noch unbekannter Maler befreundet, darunter Cézanne und Manet. Der persönlich zurückhaltende und bescheidene Manet versuchte gerade in die Öffentlichkeit zu treten. Seine ausgestellten Gemälde riefen sofort einen Taumel maßloser Entrüstung von seiten des Publikums und der Presse, haltlose Verleumdungen und Zurücksetzungen durch die anderen Künstler und eine allgemeine Ablehnung hervor, wie es stets ein Kennzeichen der aufgeschreckten Bürgerseele ist.

Die Tatsache war nicht allein für Zola das Signal, in die Bresche zu springen. Vielmehr erkannte er, daß dieser Sturm schon deshalb sinnlos war, weil keiner sich auch nur die Mühe machte, die Tatsachen sachlich und ruhig auf ihren Befund hin zu prüfen, und nicht, welchen Eindruck sie auf den anders gewöhnten Betrachter machen. Die Aufgabe wurde Zolas Leistung, sein Trieb zur Wahrheit und Gerechtigkeit löste sie mit der ganzen Beredsamkeit und dem Scharfsinn seines südfranzösischen Temperaments. Nicht als beflissener Literat, sondern ganz persönlich beschwingt und zugleich als Sachwalter der Klarheit des Geistes. In der Form, daß er zuerst einen Freund und Maler (Cézanne) anspricht, legt er säuberlich die Momente auseinander, die in der impressionistischen Malweise bestimmend sind und wodurch sie sich von anderen unterscheidet. Er erläutert technische Einzelheiten und stellt fest, daß Manet, die richtigen Farbtöne einzeln sehend und sie nebeneinander auf die Leinwand bringend, naturgemäß nur so malen konnte. Er greift alle Verkalktheiten an, das kindische Gebaren der Jury, die Unfähigkeit der Kunstkritik, und er entwickelt erst langsam und allmählich die Möglichkeiten einer neuartigen Schönheit, die der Impressionismus bringen wird. Hier fällt ein für Manet treffendes Wort: „zarte Richtigkeit“.

Für die Persönlichkeit Zola war Manet dabei durchaus nicht das Ideal eines Malers. Sein Instinkt verband ihn viel stärker mit Courbet, dem Vorgänger, Naturalisten und Maler „en pleine viande, en pleine terreau“, wie er sich in der Vorrede seines Berichts 1896 ausdrückt. Er kann die in Mode gekommene impressionistische Malweise nicht mehr recht ausstehen und sucht jetzt jene Maler zu finden, die auch in ihrer Kunst lebenskräftig sind. Deshalb wendet er sich gegen Cézanne, den er mit seinen Tüfteleien als großen gescheiterten

---

\*) Vergleiche die Mitteilungen Lunatscharskis im vorliegenden Heft S. 95.

Die Redaktion.



Maler bezeichnet, und deshalb bekennt er sich noch einmal zu Manet, weil bei ihm die Idee logisch zur Tat gereift ist.

Das bekannte Wort von Zola, fußend auf den trockenen Erörterungen von Taine: „Ein Kunstwerk ist ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament,“ das zwischendurch von ihm geprägt wurde, möge als wichtiges Ergebnis für die Kunsttheoretiker trotz mancher Einwandmöglichkeit konstatiert werden. Viel bedeutender ist die Tat des großen Romanciers und kämpferischen Publizisten, der Wahrheit und Gerechtigkeit objektiv gedient und sie aus der Sache selbst gegen die kompakte Borniertheit siegessicher verteidigt zu haben.

## ZOLA-BIBLIOGRAPHIE

Alle wichtigeren Werke Emile Zolas, insbesondere „Die Rougon-Macquarts“ erschienen bei Charpentier, Paris. Heute liegt eine französische Gesamtausgabe von Emile Zolas Werken vor, die Eugen Fasquelle, Paris, edierte.

In Deutschland war Zola lange Jahre ein Opfer der Hintertreppen-Verlage, die seine Werke in schauderhaften Übersetzungen, „geziert“ mit unbeschreiblichen Illustrationen, herausgaben, um an die Instinkte des lesenden Mob zu appellieren. Die besonders schlimmen Ausgaben erschienen in Budapest. Schuld an diesem unwürdigen Zustande waren nicht die Kolportage-Verlage, sondern die Regierer und Regierten des alten Deutschland, die durch bornierte Polizeischikanen, hirnlose Referate und ein moralisierendes Duckmäusertum die Anerkennung dieses Genies lange Jahre in Deutschland zu hintertreiben vermochten.

1924 legte der Kurt Wolff-Verlag, München, endlich eine würdige Gesamtausgabe der „Rougon-Macquarts“ vor, an der die Qualität der Übersetzung und der Herstellung sowie die niedrigen Preise der einzelnen Bände zu rühmen sind. Gleichzeitig brachte der Insel-Verlag, Leipzig, die Roman-Serien „Drei Städte“ und „Vier Evangelien“ in ebenfalls guten Übersetzungen und würdiger Herstellung heraus. Die deutschen Übertragungen stammen von: Alastair, Franz Arens, Franz Blei, Max Brod, Franz Franzius, Lucy von Jacobi, Hans Kauders, Gertrud Ouckama Knoop, Hermine Mache, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Wilhelm Printz, Arthur Ernst Rutra, Rosa Schapire, Thassilo von Scheffer, Johannes Schlaf, Arthur Schurig u. v. a.

Die gesammelten Aufsätze zur Dreyfus-Affäre erschienen 1901 in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, in Übertragung von P. Seligmann unter dem Titel „Der Siegeszug der Wahrheit“ und wurden seitdem leider nicht mehr aufgelegt.

Zolas Kunstberichte erschienen zuerst unter dem Titel „Mes trains. Mon Salon (1866). Edouard Manet, étude biographique et critique“ bei Charpentier, Paris. Später kam eine Einleitung zu dem Kataloge „École nationale des Beaux-Arts. Exposition des œuvres de Edouard Manet“ bei Quantin, Paris, 1884, heraus und seine letzten Kunstberichte unter dem Titel „Nouvelle campagne“ bei Charpentier, Paris, 1884. Deutsch erschien ein Auszug aus seinem kunstkritischen Schaffen unter dem Titel „Malerei“, mit einer Einleitung von Hermann Helferich bei Bruno Cassirer, Berlin, 1903.

Die Redaktion.



# DER MASSENMÖRDER

## Erzählung von Anton Betzner

Durch die Pfützen unter mehreren Viadukten endet eine der Schreberlandstraßen in einer Gartenkneipe. Hinter dem giftgrünen und schwefelgelben Schuttberge einer Fabrik. Sommers angefüllt mit trinkendem und tanzendem Volk. Dort heizen sie die schlappen Glieder und die platten Lungen mit Bier und Schnaps ein. Unter verschnittenen, plackigen und grindigen Platanen mit schamlosem Geäst. Und die Ziehharmonika bläst eine Orgie von Brunst in die Köpfe und Beine. Gewürzt mit den langgeschleiften Melodien-Schleppen der Lurlei und des Lindenbaums. Die bebernde Geige führt mit souveränem Strich die schmelzenden Blicke und die gebogenen, wiegenden Leiber. Und die grellen Stöße der überschnappenden Trompete reizen zur gelben, schreienden Fanfare wirbelnder Ausgelassenheit. Rufen zur brennenden Attacke. Die derbe Schenkamsell wälzt sich zwischen den wackelnden Tischen. Und auf dem grünpatinierten Tümpel streichen zwei Kähne schwerfällig durch die Wasserranken. Und den Liebesgesang und Geflüster schlucken die aussätzigen Büsche. Die Leuchtwürmer der Züge knattern vorbei. Schnaufen glühende Gespenstertänze aus dem aufgestülpten Rüssel. Schießen einen langen und scharfen Pfiff johlend durch die Platanen in die Büsche. Und der Wind wedelt mit ihren dürftigen Blattspreiten jeden Dunst und Stank, den er über und aus den Stadtdärmen aufgetrieben. Hier schauen die gleichgültigen Sterne auf die Empfängnis des Gölk. Blinzeln durch Dunst und Gezweig. Der Kahn schaukelt das Paar aus dem leisen Wiegen der Büsche zurück an das feste Ufer des lärmenden Plataneneilands. Burschen und Mädchen schlagen sich kreischend um die plumpe Liebesbarke. Gölk aber segelt über den Mondpfad der Schrebergärten. In seine hagere Seite das kleinere, biegsame Mädchen gepreßt. Landet sie die Stiege hoch unter dem geneigten Giebel in seinen knarrenden, wurmstichigen Kahn. Wochenlang schürt er die eisernen Fressen der Öfen mit grimmigem Eifer. Stampft er durch das Tacken der Maschinen



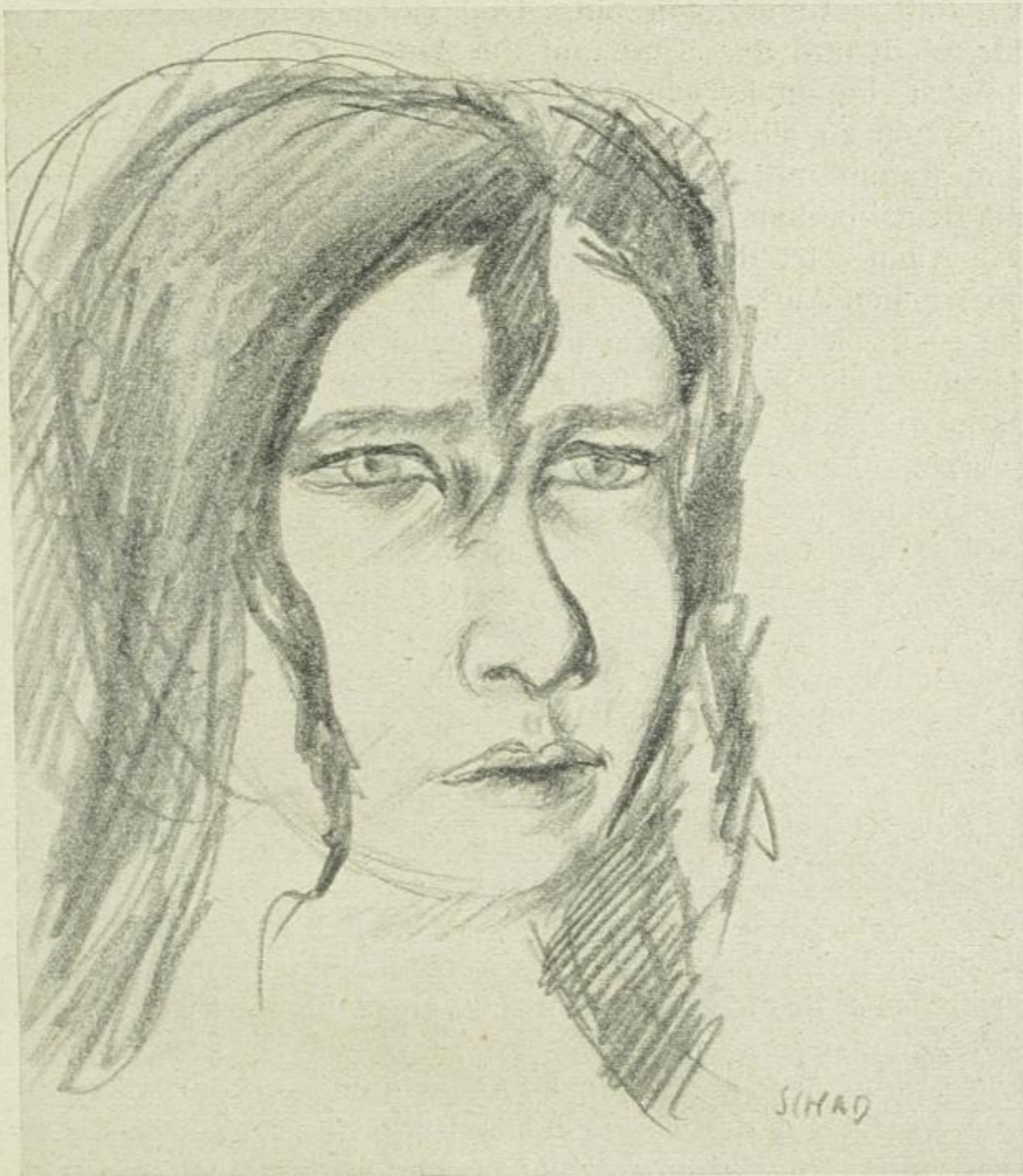
und das Surren der Motoren wie durch einen Tanzsaal. Und zwischen Eisengestänge und Beton fühlt er die Erhabenheit eines Domes. Seine Haut brennt die Hitze der Öfen und Kessel mit innerer Schweißglühe zuschanden. Und eisern wie stampfende Kolben schwingt er seine Arme. Am Abend holt er heimzu aus wie ein überheiztes Dampfboot.

Der Säugling gedeiht nicht. Er muß Sonne haben. Die Mutter stellt den brüchigen Wäschekorb ans Fenster. Wärmend linst die Sonne durch die blinden Scheiben. Saugt sie flimmernd den Gestank aus den genäßten Tüchern. Der Wurm liegt in der Lichtpfütze wie eine verendende Katze mit verglasten Augen und mit ekligem, veraastem Fell in der Gosse. Er rührt sich nicht. Die Mutter nimmt ihn an die Brüste. Mit müden Greisenlippen zieht er daran. Die Milch sticht mit tausend Nadeln in der schwellenden Brust. Er trinkt, was er zu seiner Lebensweise braucht. Er beschmutzt dünn die Windeln und schaukelt sich zwischen Leben und Tod. Gölk macht diese Unschlüssigkeit rasend. Immer wieder fährt er mit fuchtelnden Fäusten in den Korb. Das Weib schreit.

Gölk lebt zwischen Fabrik und Kneipe. Das Weib schluchzt in verzweifelten Stunden wild auf. Drückt die Daumen breit in die beiden schwelenden Unschlittkerzen der toten Augen des Säuglings. Stopft ihm die Windel in die zahnlosen quäkenden Kiefer. Und nimmt ihn wieder an die schmerzenden Brüste. Nötigt ihn zu saugen. Und weint dünne Tränenbäche in die spärlichen, weißen Haare des fleischlosen Schädels.

Die alte Mutter des Gölk lacht ihrer Mühe. Sie schilt das junge, erlahmende Weib. Das nur ins Haus gekommen sei, um ihren Jungen hinauszuzügelern. Und sie kümmert sich wenig um den Balg, wenn die Mutter schwankend durch die Gassen eilt, Zeitungen zu verkaufen. Durch die Gassen mit den zerknüllten Menschenungetümen. Durch die Backsteingassen und zwischen den langweiligen Stuckfassaden vorbei an den dürren Kleiderhakengesichtern. Vorbei an den dürftigen Vorgärten auf die Boulevards mit den Gesichtern in echtem Schweinsleder. Dort preist sie ihre Blätter an. Und gepflegte Frauenhände greifen leicht nach den Elegants. Und weiße Männerhände und rotfleischige fassen die rosigen und verlockenden Liebespflaumen hingeräkelter Leiber. Mitunter





Mädchenkopf

Christian Schad

träumt die Gölk von den Betten, in die diese ihre seidenen Puppen steigen. Abends trägt sie mit stumpfer Gewohnheit den lebenslahmen Säugling in den orangenen und roten Rest der Sonnenstunden.

Dem verwilderten Herzen des Gölk entlockt das Kind die Vaterliebe, wie die Sonne im Fabrikhofe den Löwenzahnstern an sich zieht. Er beginnt auf seine Spiele einzugehn. Er macht den Gaul und den Bär und das Kamel. Er paukt ihm die Fetzen der Gassenredeweise, die es zu stammeln anfängt,



als volle saftige Zoten ein. Und sie lachen, der Mann und das Weib und das Kind und die Alte. Der Kleine kräht mit spitzem Papageienschnabel jede Unanständigkeit, die drei Menschen zu leben und zu sprechen gewöhnt sind. Er würzt dem Manne und dem Weibe und der Alten manche Stunde mit dem blanken Salze der Anregung.

Der Alten gärt der zweite Saft. Und die Junge erwacht zu einer neuen Auflage ihrer unterdrückten Lebenslust. Sie spart. Sie rückt sich unauffällig mit den Puppen ihrer Blätter in das Begehren der Männer. Lange reizt sie dies vulkanische Spiel. Dann verkauft sie sich mit. Und rückt bald vor, aus den Lumpenkähnen ihrer Gosse in die polierten Tannenbetten der Backsteinhäuser mit den Madonnen und Amoretten darüber. In die Talmieleganz der Vorgärten, wo über den Betten Canovas Amor die Psyche hält. Kitzelt bald die kleinen, begehrliehen Zehen in den weichen Fellen vor den schweren Betten der Boulevards, in die Liebesgestalten in Öl auf das Spiel der Bettjäger schau. Dann rümpft sie die Nase über den Blumen der Kleinbürgervorgärten. Ihre kleinen eleganten Schuhe hassen die Pfützen und kennen die Schmutzlachen ihrer Gasse nicht. Gölk nutzt eine Zeit dies Leben seiner Frau für sich aus. Es macht sie jünger und begehrenswerter. Sie besticht ihn mit Geld und entzieht sich ihm nach scheinbarem Sträuben nicht. Eines Morgens wacht sie auf, unter kostbaren Decken eng in die Seite des größeren Liebhabers geschmiegt. Er ist jung und droht, ohne sie zu sterben. Da vergißt sie Gasse, Kahn, Kind und Mann und Alte wie einen boshaften Traum. Gölk wartet auf den Engel seiner Bude. Es ist aller Schmutz noch ganz von ihrem köstlichen Widerschein behängt. Er riecht ihre Kleider, ihren gepflegten Leib. Nach und nach fallen die täuschenden Schuppen schillernd ab von den kläglichen Wänden. Da ertränkt er in wüsten Schnaps- und Dirnenräschen das Warten auf sein Weib.

Der kleine Gölk dehnt seine Streifzüge aus. Er schließt sich Haufen größerer Kinder an und schlägt seine ersten kleinen Scharmützel.

Die alte Gölk umschleicht den Kleinen feindselig. Sie setzt ihm lauend nur Reste ihres Fraßes vor. Der Kleine aber wetzt sich die Zähne stark und weiß an ihren harten Brot-



krusten. Sie stößt ihn bei jedem Wetter auf die Gasse. Er bringt abends mancherlei Dinge heim. Zerrupfte Schmetterlinge, junge nackte Spatzen, kleine Spiegel, Frösche, Draht, Knöpfe, Scherben. Alles steckt er in die Tischschublade, die die Alte boshaft leert, wenn er schläft, die der Kleine immer wieder mit neuen Funden anfüllt. Er zerkratzt der Alten Gesicht und Hände, als er sie beim Wegnehmen seiner Kostbarkeiten ertappt. Sie balgen sich in einem wütenden Kampf, in dem der Kleine Sieger bleibt. Zerlumpt und verwahrlost und glücklich treibt er sich weiter und weiter umher.

Des alten Gölks Lebensgeister tanzen im Delirium. Der Wagen auf Gummirädern und mit Milchscheiben hält mit dem Gassenfolge vor Gölks ausgetretener Schwelle. Die Kinder äugen neugierig in den Lysolkasten. Der kleine Gök kitzelt mit einer Gerte den Gaul unterm Schwanz. Der bäumt auf. Eben tragen die weißblaugestreiften Männer den großen Gök mühsam durch den engen Flur. Der kleine Gök betrachtet sie und lacht. Staunend sieht er die heulende Alte an. Die zerrt ihn ins Haus, und er setzt sich laut weinend auf den Stuhl. Er wehrt sich. Er will hinab. Sie hält ihn fest. Drückt ihn an sich. Der Kleine schaut ihr argwöhnisch in die gramleeren Augen. Windet sich. Und zischend scheucht er die Spatzen aus der Dachrinne.

Die Alte schafft unermüdlich für ihn. Sie tut Botengänge und wäscht und näht. Sie hängt sich mit zähem Eifer an sein junges Dasein. Im Krankenhause fühlt sie am Bette des Sohnes den Tod wie eine lautlose lastende Walze auf diesen zuschleichen. Heimgekommen sucht sie um so mehr nach Tätigkeiten für den Enkel. Sie schilt ihn hart dabei. Er entgegnet ihr härter. Sie mahlen wie zwei Mühlsteine den Schrot ihrer Tage. In sorgfältig geflickten Hosen sitzt der Bube in der Schule. Aalglatt windet er sich in der Bank. Aus den Büchern ist er stets um einiges voran. Mittags eilt er heim, schlüpft in seine durchlöcherten Hosen und stopft draußen im Spiel die Löcher, die die langweilige Lehre der Schule in seinen Tag riß. In einer Lehmkaule baut er Fabriken und Häuser, legt er Teiche an, Straßen und verzwickte Höhlen. Gegen Ältere führt er den verzweifelten Kampf um seinen Besitz. Kommt er verrissen und verbeult aus der Schlacht, dann schlägt die Alte



wohl im ersten Schreck das letzte Treffen mit ihm. Mitunter duldet er die Schläge mit verbissenen Zähnen und mit überlegenem Hochmut. Mitunter tritt er wütend um sich, bis die Alte es dabei läßt, die Schäden knurrend zu heilen. Sie nimmt ihn mit ins Krankenhaus. Gölk hat in einer sterbenshellen Stunde nach ihm und nach seinem Weibe verlangt. Sie treten mit helltönenden Absätzen durch die langen stillen Gänge in den Saal. Der Knabe scheut und will um. Die Alte schiebt ihn in die Türe, zwischen die Betten in den kalkbleichen Raum. Blasse und fieberrote, bartlose Knaben- und struppige Männergesichter schlafen, stöhnen in Bandagenmasken. Einige schauen sie aus weiten Augen schauernd an. Andere wenden sich unwillig ab. Weniger Kranke nicken ihnen mitleidig zu. Der gesundbackige Wärter weist der suchenden alten Frau die spanische Wand in der Ecke. Die Alte schrickt stumm und mit blöde gehobenem Gesicht fragend zusammen. Der Wärter nickt und tritt mit den beiden an das Bett des letzten Lebensrestes des Gölk. Der tut eben ein paar komische Zucker und schaut jäh aus aufgesperrten und sehr fernen Augen auf die Alte und das Kind. Der Kleine sieht ängstlich hinein in die schillernden und wieder stillglänzenden Kugelaugen des großen, furchtbaren und bleichen Tieres. Ein kurzes und schwaches Aufbäumen. Dann ist von Gölk nur noch die Schlacke da. Die Mutter streckt die knochigen Finger nach dem Gesichte des Sterbenden in Liebesangst zuckend. Entsetzt sperren sich die gebannten faltigen Hände über den ausgelöschten Zügen. Der Bube duckt sich in den Rock der Alten. Beobachtet scheu die Vorgänge. Der Arzt tritt ein. Er ordnet den schnellen Transport des giftigen Kadavers in die Leichenhalle an. Am nächsten Bette öffnet er einen Verband. Der kleine Gölk stiehlt sich in seine Nähe. Sieht ihm aufmerksam zu. Beobachtet genau, wie er in der Wunde arbeitet. Er verzieht spöttisch die Mundwinkel, als der Kranke stöhnt. Die Träger mit der Bahre rücken die Alte vor dem Bett beiseite. Sie schleift mit kleinen steifen Schritten hinter ihnen hinaus. Die Augen unverwandt auf die weißen Tuchspitzen geheftet. Auf die Gipfel des langen Totenhügels. Der Wärter schiebt den Knaben nach. Im Saale die Kranken atmen auf, stieren unruhiger atmend vor sich hin.



In der anderen Woche verschafft sich der Bube Lappen und Stricke und eine alte Kiste. Seine Genossen helfen ihm, ein kleines Mädchen hinaus vor die Schrebergärten zu locken. Vor dem Schwefelberge richten sie sich ein. Aus Zweigen wird ein Bett geflochten. Dem Mädchen ziehen sie das faden-scheinige Kleidchen aus. Legen es auf das Bett und decken es mit dem Fetzen zu. Der kleine Gölk reißt seine schmutzigen Lappen in lange Streifen. Schmiert dem Mädchen das Gesicht mit Lehm ein. Wickelt ihm einen wulstigen Verband um das schmale Gesicht. Er zieht den Rock aus und das Hemd über die Hosen. Die lachenden Knaben pufft er erst zurecht. Er holt ein altes Taschenmesser aus dem Sack. Und befiehlt seinen Kameraden beim Verbandabnehmen zu helfen. Eifrig schabt er dem zitternden Mädchen die Dreckkruste von den Backen. Kurz bebt seine Hand. Dann drückt er fester zu. Und begierig sieht er das Blut tröpfeln. Das Mädchen schreit. Gölk erschrickt. Erneuert hastig den Verband. Schilt das zappelnde Geschöpf eine Zimperjuhle. Er befiehlt ihr zu sterben. Zwei Buben schaufeln mit kleinen Schippen das Grab. Sie zwängen das Mädchen in die Kiste. Lassen es an einem Strick in die Grube gleiten und schaufeln schnell und hastig Erde über sie. Mit verzweifelter Anstrengung entschlüpft die Tode behende aus dem Grabe und eilt schreiend den Gärten zu. Die Buben schleichen auf Umwegen davon.

Die getünchte kahle Schachtel des Konferenzzimmers. Die große blühende Roßkastanie wirft frischgrüne und blutlebig rötliche Lichtstreifen hinein. Um den langen Tisch sitzen die Erzieher und Erzieherinnen. Stockig auf steifen Stühlen. Wie ganz große Buben und Mädchen in der obersten Klasse. Jedes das Gesicht liniert, wie es der Tafel zukommt, auf die der Jahrgang, den sie betreuen, seine Zeichen übt. Neue Tafeln erst leicht geritzt. Alte mit scharf nachgezogenen Rillen brauchbar erhalten. Einige mit durchbrochenen Rillen, wo in den unbefleckten Stellen der Griffel frei malen kann. Der eine besinnt sich auf die Blütenblätter, die sieben Staubgefäße und den hervordringenden Stempel der Kastanienblüte. Andere rechnen den neuen Gehalt nach. Der kleine Gölk steht blaß und zitternd vor dem Rektor. Ihm brennen noch die Stockstreiche auf Rücken und Gesäß. Die Tränen hat er mit un-



menschlicher Gewalt unterdrückt. Um so eigensinniger, je mehr die Schläge sie ihm entlocken sollten. Das stellt der Rektor scharf fest. Dann wird verlesen, was beim Verhör des begrabenen Mädchens zu den Akten genommen wurde. Sie brechen der Knabenseele mit psychologischer Raffinesse die zarten Keimlinge auf. Sie stoßen gierig vor in die buntgetigerten Rachen seiner imaginären Laster. Die Don Quichotte der Pädagogik. Sie saugen unmäßig das berauschende Gift ihrer phantastischen Orchideen. Und der Knabe steht durchsichtig mit gläsernem Leib und mit roten erschaubaren Organen. Und zischend fahren die Pfeile der Fragen hinein in rosa Knospen schlafender Erkenntnis. Des Knaben Augen irren verwirrt zwischen den nadelspitzen Blicken der Inquisitoren. Er schweigt und nickt. Der Rektor schüttelt und rüttelt ihn. Er will ihn zu genauen Aussagen bringen. Die Lehrerinnen rutschen unrastig auf den Stuhlsitzen. Die alte Gölk sucht ängstlich den Buben. Sie klopf dünn an. Sie fährt zusammen, da sie ihn so dastehn sieht. Der Bube drängt aufschreiend zu der Alten hin. Der Rektor zerrt ihn mit einer Ohrfeige zurück. Er weist der demütigen Alten die Türe. Sie solle draußen warten. Man drängt zum Ende. Alle gegen einen beschließen den Antrag, den kleinen Gölk in ein Waisenhaus zu geben. Groß reckt sich die Alte auf in Angst. Sie will sprechen. Sie gurgelt mit lahmer Zunge. Sie duckt sich unter den kalten und verachtenden Magisterköpfen. Man geht an ihr vorbei. Grublos an der sich verbeugenden gekrümmten Frau. Der Rektor sagt im Vorbeigehen, es werde ihr Mitteilung diesbetreffs zugehn. Ein leichter Blütenrausch streicht in dünnen Duftschwaden durch die Gänge. In denen die Schritte der Enteilenden wie hölzerne Bälle von den Wänden fallen. Die Alte füttert den Buben. Der schießt auf wie ein geiler Kellerkeimling. Das Leben trocknet ihr in Fiebern aus. Ihm fließt es in die gestreckte Gestalt in immer stärkeren Wellen. Sie kann kaum den Drang unterdrücken, in jede Handreichung für ihn eine kleine, ungelenke Liebkosung zu bergen. Sie bietet ihm diese Kosefrüchte in stachliger Schale. Aber er schüttelt sie mißtrauisch und widerwillig ab. Nachts hat Gölk unruhige, phantastische Träume. Einst träumt er von einem Stuhl, der in der Luft steht. Der ganz lang-



sam, ganz langsam sich neigt und umzufallen droht. Es füllt ihn nach und nach mit unerträglicher Spannung an. Unheimliche Angst schnürt ihm den Atem ab. Zieht eine scharfe Schnur unbarmherzig um seinen Hals. Er schreit angstgefoltert auf. Schnellt hoch. Und sitzt zitternd und schweißnaß im Bett. Die Alte fährt in der anderen Zimmerecke erschrocken aus der ächzenden Lade. Sieht ihn ängstlich und taumlig an. Wischt ihm dann den Schweiß vom Körper. Während des Abreibens beruhigt er sich. Er wehrt die Alte ab und streckt sich matt wieder in den Schlaf. Sie schlüpft langsam zu ihm. Sie wacht in wirren Halbträumen neben seinem jungen heißen Körper. Früh am Morgen steht sie auf. Ehe er erwacht, hat sie ihm eine Stärkung bereit. Gölk steigt aus seinem Traumkahn ins Zimmer. Nach langer, schwankender Fahrt heimgekehrt. Gelandet an einem völlig veränderten Strand. Fremd fühlt er den gestreckten Mast seiner Scham. Mit der langsam gebrochenen Spannung löst sich seine Angst. Und er ißt und ißt. Er verlangt mehr. Und die Alte springt eifrig um ihn. Schaut ihm zu und schüttelt lachend den Kopf. Auf dem Schulwege erscheinen ihm traumhaft Dinge, die er bisher nicht beobachtete. Köpfe und Grimassen an den Häusergiebeln. Die Formen der Baumstämme. Die Gesichter der Menschen. Eine beklemmende Süßigkeit steigt ihm aus den Bewegungen der Mädchen in Herz und Hirn und Scham. Er verfolgt heimlich und begehrt die schreitenden Beine unter den wippenden Rücken. Er ist verwirrt, wenn ihn glänzende Augen märchenfarbig anschauen. Die Schulbank zwingt ihn so ein, daß er um sich tritt und stößt. Die Kameraden wehren sich. Der Lehrer sieht die Veränderung in dem Buben. Er kennt das. Er lauert. Gölk pufft seinen Nebenmann in die Seite. Der kreischt auf. Erlöst tritt er bleich vor die Bänke. Gebückt reizt er den Stock durch boshafte Verrenkungen zu immer heftigeren Hieben. Er weint nicht. Von seinem Platze aus stiert er aus trockenen und haßheißen Augen in die spielenden Züge der Lehrermaske. Ihre Blicke reihen sich und sprühen Funken. Und in die kichernde Knabenschaar knarrt und schnappt die scheltende Männerstimme, daß sie automatisch in die gewohnte Haltung fahren. Der Wirt in der Gartenschenke „Zur schönen Aussicht“ unter



dem Schwefelberg ist ein buckliger Zwerg. Mit einem Klumpfuß und einer dicken plattgeschlagenen Nase in dem käsegelben Knittergesicht. Seine kleinen Kohlenaugen sind nur ein Paar unter den vielen Tupfen, die sein Gesicht und seine Arme bedecken wie der Angstdreck der Fliegen eine Fliegenleimdüte. Er lebt zur einen Hälfte seines Daseins hinter dem kleinen klebrigen Schenktisch der niederen und dunkelgerauchten Schenkstube. Zur anderen Hälfte hockt er ebenso gleichmütig in der Gefängnis- oder Zuchthauszelle. Gölk streicht zwischen den Schrebergärten mit einem Gespielen der Schenke zu. Der Kamerad deutet Gölk geheimnisvoll an, was sie Lustiges erleben würden. Unter dem löchrigen Dache der Platanen lungern sie umher, bis der Wirt aufmerksam wird. Er nickt dem Genossen des Gölk zu. Und mit kalten zwinkernenden Augen sieht er diesen selbst an. Mustert ihn. Sein Blick streicht an dem Knabenkörper abwärts wie ein eisig prickelnder Wasserstrahl. Gölk schauert zusammen. Dann zieht ihn der Genosse in einen Kahn. Und sie rudern und schreien und planschen sich müde auf dem schleimigen Tümpel. Und die Meisen und die Buchfinken und die Amseln pfeifen. Schmetterlinge taumeln. Und die Frösche blasen gebläht den Baß auf ihrem Dudelsack. Die Sonne tüncht mit schmutzigem Gelbrot Fabriken und Dämme. Lockt aus der Satansfratze des Wirts im Fenster einen langen, dünnen und hohen Pfiff. Die Knaben rudern an. Der Wirt heißt sie ruhig die Pletten in den Holzschuppen tragen. Langsam schlenkert er hinter dem schwankenden Gölk her. Und schließt die morsche Holztüre. Der Gespielen des Gölk streicht um den Buckel des Zwergen. Und er duldet besinnungslos auf einer Heubahre das Teufelsliebesspiel des Krummen. Gölk versucht zu flüchten. Vergebens. Er lehnt und bebt an der Schuppentür wie eine Espengerte. Die Tür trommelt leise in seinem Rücken. Er erliegt in schwerer bleierner Besoffenheit den schnellen Griffen des Verführers. Der Wirt schenkt ihnen in der Küche Schnaps ein. Zündet ihnen Zigaretten an. Und lauert listig in den erhitzten Knabengesichtern. Er erzählt ihnen Schweinereien. Behütend hält die dicke kugelige Magd ihnen die Ohren zu. Nimmt ihre roten Köpfe in die dickgepolsterten harten Hände und küßt sie und drückt sie zwischen die breiten Kissen ihrer Brüste.



Die Knaben torkeln durch die dämmernden Gärten und gröhlen derbe Gassenhauer.

Die alte Gölk hockt wie ein krankes Huhn in ihrem Stalle. Ihre Versuche, dem Buben im Waisenhouse Leckereien zuzustecken, wehrt man tadelnd ab. Sie schafft kaum für ihre Notdurft. Sie hungert vor Elend, für niemanden arbeiten zu können. Bis ihr die Eingebung kommt zu sparen. Da geizt sie über ihrer dickbauchigen Brotbrockensuppentasse. Rechnet an den Abenden die Summe, die sie ersparen müsse, bis der Junge entlassen werde.

Gölk wittert in den Gängen und Sälen des Waisenhauses den Geruch des Krankenhauses. Er wird besonders strenge gehalten. Erst sträubt er sich gegen die Uniform der Kleider, der Tätigkeit, der Spaziergänge, der Gebete, der Spiele. Er zerreißt die Anzüge. Er stört, wo er nur kann, die Ordnung. Man droht ihm mit der Besserungsanstalt. Er sieht das Nutzlose seines Widerstandes ein. Und zerlegt seinen Haß in hundert kleine Niederträchtigkeiten. Er gibt sich den Schein eines Musterzöglings. Und bald ist er Meister auf den vielen geheimen Schleichwegen und in allen Bübereien, mit denen er seinem Widerwillen und seinem eingekerkerten Lebensdrange Raum schafft. Mit heuchlerischer Miene hört er das Lob seiner Besserung sagen. Und er gewinnt sich schmeichelnd das Personal. Wo er Störung und Unfug stiftet, lenkt er den Verdacht geschickt auf die Zöglinge, die ihm besonders zuwider sind. Die Lieder, die dort gesungen werden, sind ihm ein Greuel. Er kräht beim Vorsingen in den häßlichsten Tönen. Von der Singstunde ist er befreit. Er hilft in der Küche bei den groben Arbeiten. Die Köchin füttert ihn besonders.

Die Köchin entschuldigt und lobt Gölk bei den Vorgesetzten. Er hilft beim Schlachten und Tranchieren der Tiere. Hackt dem Geflügel die Köpfe ab. Zieht dem Wildpret das Fell vom Balge. Er kennt bald die Lage der einzelnen Organe und führt das Messer sicher und ohne Zucken. Auch in den Werkstätten ist er geschickt. Der Vorsteher wird aufmerksam auf ihn. Ein Lehrer rät, dem begabten Jungen das Studium zu ermöglichen. Der Vorsitzende aber weist darauf hin, daß Gölk ein ausgeprägt praktischer Analytiker sei. Und man beschließt, ihn einem Uhrmacher in die Lehre zu geben. In den letzten



Wochen verführt Gölk im Schlaftsaale seinen Nebenschläfer. Er macht den stillen, zarten Knaben zu seinem verschwiegenen und unauffälligen Untergebenen.

Die alte Gölk fegt die Bude. Richtet dem Buben ein sauberes Bett. Sie zählt ihr Erspartes, wann sie nur eben Zeit findet. Sie verzählt sich mit versteckter diebischer Freude, beim nächsten Zählen mehr heraus zu bringen. Sie versteckt das Geld im Bettgras und schläft darauf wie auf schmeichelnden Daunen. Am Entlassungstag kreuzt sie wie eine alte Schaluppe lange vor Einlaß vor dem Waisenhaustor.

Mittags machen sie zu dritt einen Spaziergang zur schönen Aussicht. Kling, der schwächliche Geliebte, und Gölk balgen sich auf dem Wege. Die Alte schnauft hinten nach. Unter den Platanen trinken sie Kaffee. Essen sie Kuchen. Die Buben rudern. Nachher folgt ihnen der Bucklige in den Schuppen. Gölk sieht ihm und dem Blassen zu. Er genießt seinen fröstelnden Rausch. Grausam. Er und der Zwerg schauen sich an. Zwei Skorpione, die die Stachel kreuzen. Gölk flieht ins Freie. Mit wachsender Sicherheit zieht er den Hinkenden mit buhlenden Augen hinter sich her. Der getüpfelte gierige Narr fällt ihm nach die ausgetretene Stiege hoch. Kling sieht die Alte blöde an. Die lacht der stummen Katerjagd belustigt nach. Ja, der Wirt das sei noch ein echter. Ein Guter. Kling nickt ihr zu. Und sie gehen zur Wirtschaftlerin in die Küche. Oben schließt sich jaunernd die Tür. In der niedrigen Kammer steht vor der grünen, ölgestrichenen Wand das Bett. Der Klumpfuß springt den Knaben an, daß er taumelnd auf die Lade fällt. Gölk schnellt wieder auf. Beginnt schnell sich zu entkleiden. Ineinander verbissen reißen die Hunde sich die Wolle vom Balg. Als Gölk den nackten, gesprengelten Leib des vor Begehren rasenden Schakals an dem seinen fühlt, stößt er ihn jäh von sich. Einige Augenblicke stehn sie sich geduckt gegenüber. Gölk bellt den ledergelben gekrampften und blau und dick geäderten Hund wütend an. Verwünscht, kein Messer in der Faust zu haben, die lüstern schwitzende Fratze kreuz und quer zu zeichnen. Er saugt die verzernte Gnomengestalt in sich hinein, wie der Eber den Kot der Säue frißt. Er schlägt dem Schrecklahmen seinen eigenen Ledergurt wahllos über und über, daß er humpelnd durch das Zimmer



tanzt. Und vergeblich versucht mit zornrasenden krallenden Pfoten den biegsamen Knaben zu Fall zu bringen. An der Treppe keift die Wirtschafterin. Ruft ängstlich die Alte. Kling zittert wie ein Birkenblatt und drängt zum Heimgehn. Gölk läßt ab von dem tollen Tanz. Brüllt, sie kämen. Und er und der Buckel drücken sich mißtrauisch jeder in eine Zimmerecke. Einander gegenüber schlüpfen sie hastig in die Hosen. Rücklings geht Gölk hinaus. Der Krumme zischt ihm auf-fahrend nach. Stolpernd schlägt er in den Flur. Gölk lacht den ängstlich Horchenden erregt zu. Packt Kling um die Schultern und geht. Er brütet stumm und benebelt auf dem Wege. Kling fürchtet ihn. Heimlich sucht er sich unter seinem Arme durchzuwinden. Gölk packt ihn fest, und roh lacht er ihm ins Gesicht. Dann wieder hält er ihn fast zärtlich. Der Buckel weist die Alte, die zahlen will, erregt ab. Sie versucht Gölk auszufragen. Er antwortet nicht. Und nimmt Gölk zu sich hinauf ins Bett.

Der Uhrmacher ist ein kleiner, schwächtiger Mann. Er beugt den Spitzbart unter die engen Schultern auf den Werk-tisch. Er bläst mit schwindsüchtigen Bälgen in den kurzen Rippen sein Lebenslicht zu schwächtiger Flamme an. Er äugt durch die scharfen Gläser in die störrigen Zeitmesser. Stochert darin und hat damit sein Brot. Für sich, für sein faltigschmales Weib, für seine bleichsüchtige aufgeschossene Tochter. Den Waisenknaben fixiert er kurz. Er setzt ihn neben sich. Läßt ihn sortieren und putzen. Und lehrt ihn die Tätigkeit der Räder und Rädchen. Gölk reizt es, den tickenden Käfern den blinkenden Leib auszunehmen. Hat er dann die hohle Kapsel vor sich, ist es ihm eigentlich genug. Es langweilt ihn bald, immer das gleiche zu tun. Er trägt die reparierten Uhren zur Kundschaft. Steht in den Dienstbotengängen der Villen. In den Fluren der Stuckhäuser. In den muffigen Zimmern der Backsteinkasernen. Im Schlaf und im Wachträumen mischen sich ihm die Gesichter durcheinander. Sie werden zu stereotypen Grimassen. Die er in seinen Händen papieren zerknüllt. Leer sind seine Tage. Und wertlos für ihn.

Das Weib des Uhrmachers setzt sich zu seinem Manne, wenn er die Abende noch spät vor seiner Lampe sitzt. Scheinbar gleichgültig lobt sie den anstelligen Lehrling. Später bringt



sie hinter ihm die unscheinbare, bleichsüchtige Tochter ins Gespräch. Und zu dritt die beiden und die Zukunft des Geschäftes. Dann erklärt sie im Bette mit der gleichen monotonen Stumpfheit dem Mädchen das Wesen der Männer. Deutet ihm die steigenden Stufen der Nachgiebigkeit an. Deren letzte ins eheliche Schlafzimmer führen müsse. Gök behandelt sie stets als den in Güte und Mitleid aufgenommenen Waisenknaben. Sie ruft ihm stets seine Herkunft ins Gedächtnis und würdigt ihn keines weiteren Wortes. Mitunter sieht sie ihn forschend und zweifelnd an.

Das Mädchen sucht seine Blicke mit dünnen Sehnsuchtsfühlern aus den grauen Augen. Sie scheut vor dem rätselhaft durchdringenden Blicke des Burschen. Sie umstelt ihn ängstlich auf der unsicheren Eisdecke ihrer Annäherungsversuche. Gök lockt dies Spiel. Er ist die mechanisch kugelnden Blicke der Buhldirnen gewöhnt, bei deren Augen er stets den Trieb hat, sie aus den Höhlen zu klauben und auf der Gasse damit zu klickern. Er schwimmt in dem kleinen grünen Aquarium ihrer süchtigen Seele und schnappt nach dem sich krümmenden Unschuldswürmchen. Und das Mädchen wiegt sich weich. Schwingt seine Angel. Lächelt klein und gewöhnt sich. Gök legt ihr die hohlen Hände an die Brüste. Um das Gesäß. Sie wehrt sich matt. Ihre Blicke verschwimmen. Sie hängt in rieselndem, wonnigem Frösteln an ihm. Er fühlt sie in seinen harten Armen weich werden. Wie Pudding kalt und weich und ohne Widerstand. Es widert ihn an. Er läßt sie zu Boden gleiten und geht fort.

Das Mädchen bringt keinen Haß gegen ihn auf. Es stolpert über die letzte Stufe der Nachgiebigkeit in sein Kämmerchen. Die Schwindsüchtige liegt geduldig in ihrem Mädchenbett. Ihre Begier fließt in glühend rieselnden Bächen durch ihren hingegebenen Leib. Bröckelt langsam die dünnen brüchigen Ufer ihres Lebens ab. Knabbert mit spitzen Fischzähnen ihr Herz an. Und ihr Daseinsrinnsal tritt unmerklich zurück in den großen ewigen Lebensteich. Die schwachen Wellen der Erregung darüber dringen kaum über des Uhrmachers Schwelle.

Der Alte bückt sich tiefer über den Werk Tisch. Sein Weib schafft mit verständnislosen Augen weiter durchs Haus wie



ein geprügeltes Tier. Gölk erlauscht, wie sie zusammen erwägen, den Waisenknaben als ihr eigen anzunehmen. Sie seien sich doch so gut gewesen. Die beiden lächeln wehmütig dazu. Er sitzt am Tisch und stochert in einem winzigen Uhrwerk. Wie ein Stein fliegt ihm jäh der Gedanke an die Stirn, daß er Tag für Tag und Jahr um Jahr an diesem Tische sitzen soll. Gebuckelt und schraubend und stochernd. Er stellt sich krank. Und nichts bewegt ihn zurückzukehren. Kurz vor dem Ende seiner Lehrzeit.

Gölk hat eine Rotte Gleichaltriger um sich geworben und sitzt unter den Platanen der schönen Aussicht und zecht. Sie trinken spät in die Nacht hinein. Der Buckel muß mithalten. Mit jedem, der ihm zutrinkt. Er speit heimlich den Schnaps in den Dreck. Sie sperren ihm das gelbzähnige Maul auf und schütten, bis er schluckt. Sie heißen ihn Lampions holen und an die Kähne stecken. Sie schleifen ihn in einen Kahn. Binden ihn an die Sitze und kränzen ihn mit Zweigen und stinkender Wasserpest. Sie stopfen ihm damit den Mund, als er schelten will. Nehmen seinen Kahn ins Schlepptau und fahren ihn schaukelnd und gröhrend über den nächtlichen Tümpel. Sie landen in den aussätzigen Büschen. Binden den Zwerg ins Gehölz unter seine roten und grünen und gelben Fackeln. Eine Orgie von dämonischer, ungehemmt grausiger Qual schüttet sich über den Gefesselten aus. Aus dem grün-orangenen Lichtkeller der nächtlichen Büsche schießt sie ihm in Pfeilbündeln ins tierische Fleisch. Spritzt sie ihn geil an. Dunkle Vögel flattern ängstlich rufend davon. Falter durchziehn mit großen schlagenden Schatten die Zweige. Und Tausende kleine Mücken und Motten schwirren und kreisen in den gelben Lichtkegeln über den Fackellöchern. Die dicken Panfrösche hocken und dudeln auf ihren Weibchen. Die Burschen fauchen und brüllen in Urlauten um den gefesselten krummen Bock. Erst packt ihn eine wachsende und höllisch wollüstige Qual. Dann krümmt er sich und dehnt und dreht den Schädel mit den irrsinnig flackernden Lichtern. Ohnmächtig geifert er seine Peiniger an. Die binden ihn los. Werfen ihm eine Schlinge um den Hals und ziehen ihn ans Boot gebunden durch den kalten Teich zurück. Die Magd lauert schadenfroh kichernd unter den Bäumen. Einige Burschen



springen ans Land und verfolgen sie gröhrend ins Haus. Die andern stellen den Buckel auf die Füße. Er tropft aus Kleidern und Wassergrün. Sie klatschen ihm die nassen Lumpen auf den Leib und treiben ihn in die Schenke, neue Getränke beizuschleppen. Er wankt und weigert sich. Er röchelt und schlägt von einem Fußtritte Gölks in die Haustüre hin. Er steht mühsam auf. Verschwindet und bleibt lange aus. Aus dem Flur zetert und kreischt die Magd. Die Burschen rufen nach Bier und nach Schnaps. Sie zerren den Krummen aus dem Hause. Hinter ihnen her schleifen die andern das dicke Weib. Schleudern es an Armen und Beinen auf den Tisch. Und die Zecherei geht wüst und maßlos von neuem an. Gölk setzt sich in den nassen Schoß des Buckels. Spritz ihm durch die aufgesperrten Zähne den Schnaps ins Maul. Und lacht ihm in die zornverkniffenen Augen. Gölk reißt sie ihm groß auf. Der Krumme bleibt stumm. Die Magd läßt sich besinnungslos von einem zum andern wälzen. Der Gnom zettelt hämisch einen Streit unter den Saufenden an. Im Nu tobt unter den Bäumen ein wüstes Raufen. Lampions brennen grell auf. Besoffene klatschen ins Wasser. Trampeln auf dem Weibe herum. In den Lärm bellt kurz ein Schuß. Gölk sieht die Waffe des Krummen auf sich gerichtet. Von Raserei wirbelnd schießt er auf den Scheuegeduckten los. Springt von oben mit gespreizten Klauen auf ihn, daß er zitternd zusammensackt. Und tritt ihm mit dem Absatz den Schädel ein. Wackelnd stehn und mit stieren Augen die Betrunknen um sie her. Ernüchterte packen Gölk. Er schleudert sich rund und springt über die Taumelnden davon . . .

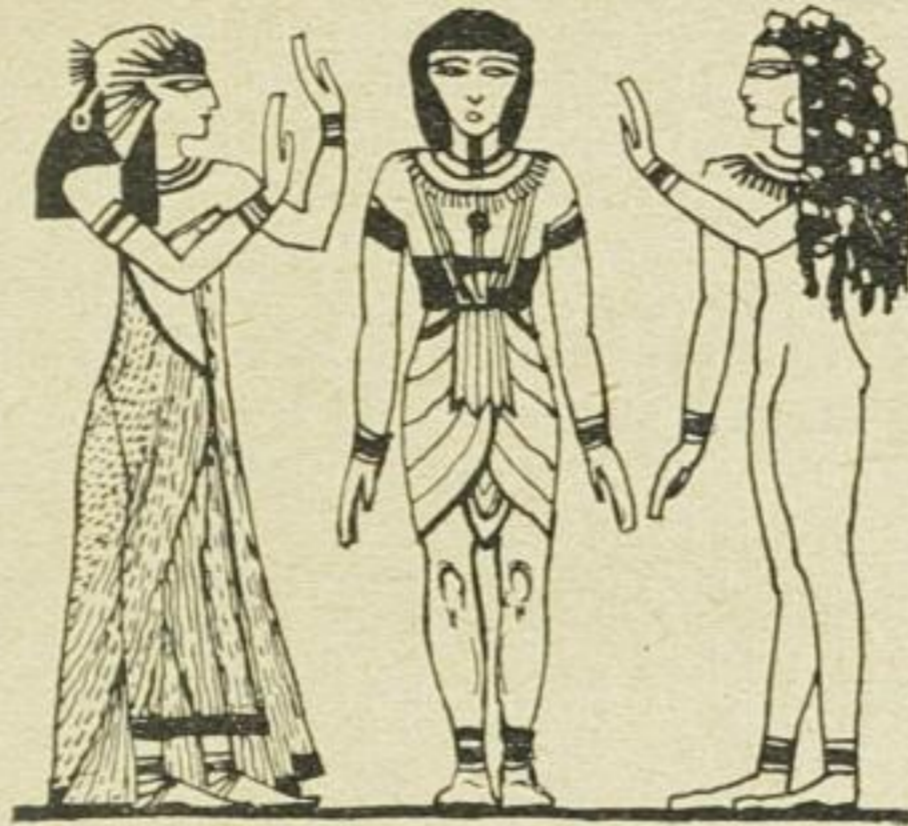
\* \* \*

Anton Betzners Prosa wurde von Alfred Döblin an erster Stelle unter allen eingereichten Arbeiten eines literarischen Wettbewerbs genannt. Alfred Döblin erklärte: „An der Spitze Anton Betzner . . . Er ist der Stärkste von allen. Er ist ein Mann von plastischer, wirklicher Darstellungskraft, — die sich leider wesentlich auf Details erstreckt. Sein Werk ist ein enormes Mosaik solcher vorzüglichen Details. Er beherrscht ungewöhnlich die Sprache. Er verfügt über einen großen Umfang von Erfahrungen und über Lebenskenntnis. Die geringe Gradlinigkeit ist sein Mangel; er erinnert in diesem Punkte an den chaotischen blühenden Jean Paul . . . Der Mann ist etwas . . . Proben müssen unbedingt gedruckt werden.“

Dieser Forderung Döblins sind wir — als erste deutsche Zeitschrift — nach-



gekommen. Die vorliegende Stelle ist der erste (etwas gekürzte) Teil der gleichnamigen Erzählung. Sie, sowie andere Erzählungen und der Roman „Antäus“ auf dessen Lektüre Döblins Votum basiert, haben noch keinen Verleger, wohl aber der Schund jedes untermittelmäßigen Kitschers, wenn er nur Dekobra heißt oder die U. S. A. zur Heimat hat. Nennen Sie sich Sidney Webb oder Pierre Corot, und Sie finden sofort einen Verleger, Anton Betzner! Der Herausgeber.



## ARTHUR SEEHOF / WELTWIRTSCHAFTSFRAGEN

Nicht wirtschaftliche Probleme sollen hier diskutiert, sondern Bücher, die sich mit Wirtschaftsfragen beschäftigen, besprochen werden.

Liest man Henry Ford: „Das große Heute, das größere Morgen“ (Paul List Verlag, Leipzig), dann wird eindeutig klar, daß Jemand ein erfolgreicher und kluger Geschäftsmann sein kann, ohne etwas Ordentliches von ökonomischen Dingen zu verstehen. Fords Wirtschaftsrezepte sind, so behauptet er, aus der Praxis entstanden. Es sind ausschließlich Rezepte für den Kapitalisten, der über eine Arbeiterschaft verfügt, bei der das Klassenbewußtsein nur sehr schwach entwickelt ist, und die sich von den Maschinen in 20 Jahren zu Tode treiben läßt. Mit Fordschen Weisheiten und Methoden gibt es wohl unter gewissen Bedingungen für den Kapitalisten ein großes Heute und ein größeres Morgen, aber niemals für die Arbeiterklasse. Eine Synthese Marx und Ford, von der von Zeit zu Zeit gefabelt wird, ist unmöglich. Gegen die verschärfte Ausbeutung am immer schneller und schneller laufenden Band gibt es für die Arbeiterklasse nur das Eine: rücksichtslosen und zielharten Klassenkampf.

Will die Arbeiterklasse zu ihrem Ziel, dem Sozialismus gelangen, dann hat sie nicht nur die einzelnen Fords, sondern ganze Organisationen niederzukämpfen, die nicht nur durch die Finanzkraft ihrer Mitglieder eine Macht darstellen, sondern auch dadurch, daß ihnen fast überall die Staatsmacht zur Seite steht. Über die Entwicklung dieser Arbeitgeberorganisationen, über ihre Politik und über die Macht, die sie tatsächlich innehaben, spricht Dr. Emil Schmid in einer äußerst aufschlußreichen, mit viel brauchbaren statistischen und Quellenmaterial



versehenen sehr sachlichen Arbeit „Die Arbeitgeberorganisationen in Italien“ (Orell-Füssli Verlag, Zürich). Daß sich Schmid in seinen Ausführungen nur auf Italien beschränkt hat, ist kein Mangel, im Gegenteil, ein Vorzug des Buches, denn die Entwicklung der italienischen Arbeitgeberorganisationen von kleinen lokalen Schutzverbänden bis zu den, vom Faschismus gestützten, sehr mächtigen, die ganze Industrie und Landwirtschaft umfassenden Syndikaten ist geradezu ein Schulbeispiel für die Entwicklung von modernen Arbeitgeberverbänden überhaupt. Nicht nur für den Unternehmer, auch für den Arbeiter ist Emil Schmid's Abhandlung wichtig. Die wirtschaftlichen und politischen Fakten, ökonomischer und politischer Imperialismus, die in Italien die Demokratie und den Sozialismus überrannt haben und die dem Faschismus den Weg zur Staatsmacht bahnten, sind in Robert Michels' gewissenhaft gearbeiteter Studie „Sozialismus und Faschismus in Italien“ (Verlag G. Braun, Karlsruhe) dargestellt. Von ganz besonderem Interesse sind in dieser Arbeit die 50 Seiten, die die Besetzung der Betriebe durch die italienischen Arbeiter im Jahre 1920 schildern. Aber auch das, was Michels, ein vorzüglicher Kenner des italienischen Sozialismus und Faschismus, über den sozialistischen Patriotismus eines Carlo Pisacane und über den patriotischen Sozialismus eines Giuseppe Garibaldi zu sagen weiß, verdient die gleiche aufmerksame Beachtung wie das, was hier über die Soziologie des Faschismus wie über seine Grundlagen und Programmpunkte ausgeführt ist. Steht Michels dem Faschismus auch nicht absolut ablehnend gegenüber, so stellt er ihm doch nicht von vornherein ein Vertrauensvotum aus. Er fordert — „denn das letzte Wort hat immer die Geschichte selbst“ —, daß sich der Faschismus über „seine staatspolitische Qualifikation“ erst noch ausweise. Michels Arbeit ist 1925 erschienen, 1927 wissen wir, daß der Faschismus wohl über eine „staatspolitische Qualifikation“ verfügt, aber nur über eine, die die Arbeiterklasse, will sie leben und vorwärtskommen, auf Tod und Leben zu bekämpfen hat. Und in diesem Kampf steht leider, heute schon, Michels auf der anderen Seite der Barrikade. Was wirklich zu bedauern ist...

Vollständig neu bearbeitet hat Professor Karl Ballod (Atlanticus) sein vor Jahrzehnten zum erstenmal erschienenenes und seinerzeit viel Aufsehen erregendes Werk „Der Zukunftsstaat“ (E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin). Ballod ist im Laufe der Jahre ein Skeptiker geworden. „Die Zufriedenheit und Glückseligkeit aller Menschen ist freilich bei keinem Wirtschaftssystem zu erreichen“, lesen wir „Unser Ziel kann daher nur das Streben nach der Gerechtigkeit sein.“ Es ist hier nicht der Raum, mit diesem Skeptizismus zu streiten, und in die Zukunft vermögen wir ja alle nicht zu sehen. Aber daß das kapitalistische Wirtschaftssystem, das die schaffende Menschheit nicht zu ernähren vermag, nicht bestehen bleiben kann und darf, darüber herrscht wohl unter Sozialisten und denkenden, ehrlichen Menschen kein Streit. — Ein Meer von Zahlen und Statistiken, die das kapitalistische System kennzeichnen, durchströmt die Berichte des Ballodschen Buches. Und das Ziel, das der Verfasser sich gesteckt hat, auf Grund der vergangenen und gegenwärtigen Wirtschaftstatsachen, das Wirtschaftsleben im kollektivistischen Zukunftsstaat aufzuzeigen — ist dieses Ziel durch die Arbeit eines einzelnen Menschen überhaupt zu erreichen? Gehören außer Nationalökonomem nicht auch Techniker, Agrarwissenschaftler, Chemiker und noch viele andere dazu, um die Fragen, die das Wirtschaftsleben des Zukunftsstaates stellt, beantworten zu können? Lenin schrieb einmal: „Ohne



ein sich auf die verschiedensten Betätigungsgebiete erstreckendes Bündnis mit Nichtkommunisten kann von einem irgendwie erfolgreichen kommunistischen Aufbau keine Rede sein.“ — Und das gilt meines Erachtens auch von der Theorie. Können wir uns auch nicht in allem mit den Theorien und praktischen Vorschlägen Ballods einverstanden erklären, so ist „Der Zukunftsstaat“ doch für jeden Volkswirtschaftler und Politiker von wirklicher Bedeutung. Auf 300 Seiten ist das ausgeführt, worauf es Ballod ankam, und das ist

„zu untersuchen, ob die bereits vorhandenen Produktivkräfte beim gegebenen Stand der Wissenschaft und Technik ausreichen, um allen Menschen bei sozialistischer Organisation der Volkswirtschaft, unter Voraussetzung gleichbleibender Intensität der Arbeit, ein ausreichendes Einkommen zu sichern, allgemeinen Wohlstand trotz verminderter Arbeitszeit möglich zu machen“.

Und diese Untersuchung muß, wenn man alle die Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, berücksichtigt, als gelungen betrachtet werden. Sie ist auch nicht, wie viele Marxisten und „Marxisten“ meinen, überflüssig, muß auch heute noch um andere, aktuellere Dinge gekämpft werden. Schon Friedrich Engels wollte, daß sich die Sozialisten mit dem Produktionsplan ihrer Gesellschaft beschäftigten. Und durch Sowjet-Rußlands Existenz ist eine solche Beschäftigung geradezu geboten. Um wirtschaftliche Zusammenhänge, wirtschaftliche und politische Faktoren ganz in unser Bewußtsein aufnehmen zu können, ist auch ein Etwas notwendig, das die Schulwissenschaften als Geographie bezeichnen. Nun gibt es neben der allgemein bekannten Schulgeographie noch eine andere: die Wirtschaftsgeographie. Es existiert bereits eine große wirtschaftsgeographische (bürgerliche) Literatur. Wir nennen hier nur die Namen Obst und Dix. Daß auch für den proletarischen Klassenkampf die Kenntnisse und Erkenntnisse der Wirtschaftsgeographie von Bedeutung sind, war uns bekannt. Durch das hervorragende Werk des Engländers J. F. Horrabin, das man gar nicht genug empfehlen kann, „Grundriß der Wirtschaftsgeographie“ (Verlag für Literatur und Politik, Wien), hat diese Tatsache volle Bestätigung gefunden. — Die Wirtschaftsgeographie beschäftigt sich einmal mit den Umständen, die der menschlichen Entwicklung besonders günstig waren oder sind, und untersucht dann die jeweiligen geographischen Einflüsse auf das Wirtschafts- und Staatsleben. Hierbei werden natürlich auch die Erfahrungen der geologischen, der Agrar- und der technischen Wissenschaften berücksichtigt. In Horrabins Buche sind in der Hauptsache die einzelnen großen Wirtschaftsgruppen (Amerika, Großbritannien, der ferne Osten, Rußland und Frankreich, also die Gruppen, die sich gegenwärtig in die Beherrschung der Welt teilen, wirtschaftsgeographisch dargestellt. Dieser Darstellung ist gutes Tabellen- und Kartenmaterial beigegeben. Horrabin ist Anti-Imperialist. Und als Beobachter der wirtschaftsgeographischen Entwicklung und Zusammenhänge kommt er zu diesem Schluß:

„Des Unternehmers einziges Problem ist billige Arbeit; und die Erschließung großer bisher unausgebeuteter Gebiete gibt ihm heute die entsprechende Möglichkeit. Es nützt den weißen Arbeitern gar nichts, wenn sie sich gegen die schwarzen und gelben Arbeiter zusammenschließen. Das Kapital wird sich aufmachen und den schwarzen und gelben Arbeitern in ihren eigenen Ländern ‚Beschäftigung‘ geben — und die industriellen Zentren der Welt werden von den ‚weißen‘ Ländern zu jenen verlegt werden, wo die Arbeit höhere



Profite abwirft. Die zwei Möglichkeiten des weißen Arbeiters sind — einen Kulizustand auf sich zu nehmen — oder sich zusammen mit dem ‚Kuli‘ gegen den gemeinsamen Feind, den Ausbeuter, zu organisieren.“

Diese Organisation gegen den Weltkapitalismus ist ja glücklicherweise schon im Werden. Was in Brüssel auf dem „Anti-Kolonialkongreß“ geschaffen wurde, ist für die Fortentwicklung und den Frieden der Welt wichtiger als alles, was bisher aus Genf bekannt geworden ist. Und Kurt Hiller hat Recht, wenn er in seiner auf dem XII. Deutschen Pazifistenkongreß gehaltenen klugen und temperamentvollen Rede „Ist Genf der Friede?“ (Hensel & Co., Verlag, Berlin) diese Titelfrage beantwortet: „Genf ist nicht der Friede. Weder seiner Satzung nach, noch der Haltung wichtiger außerdeutscher und deutscher Machtfaktoren nach.“

Dieser Genfer „Völker“-Bund ist lediglich ein Machtinstrument des französischen und englischen Imperialismus. Vor allem des englischen. Sind dessen Tage auch noch nicht gezählt, so kracht es doch schon bedenklich im Gemäuer des großbritannischen Imperiums. Und das belegt Engelbert Graf mit guten wirtschaftlichen Daten in der kleinen Schrift „England am Scheidewege“ (E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin). Können wir uns auch nicht den teilweise recht utopischen, in einer allzu einseitigen europäischen Kontinentalpolitik wurzelnden Schlußfolgerungen dieses nicht allzu weitsichtigen Jungsozialisten anschließen, so ist doch das zu unterstreichen, was Graf, wirtschaftsgeographischen Gedankengängen nachgehend, über die wirtschaftlichen Probleme und Fakten des größten Reiches, das die Weltgeschichte je sah, zu sagen hat. — „Der Bestand des englischen Weltreiches ist auch von außen bedroht“, heißt es bei Graf; spricht Graf dann auch nur von einer Bedrohung durch Japan und Nordamerika, also durch andere Imperien, so ist die Bedrohung Großbritanniens durch den chinesischen Kuli und Bauer und durch die Millionen brauner und schwarzer Sklaven doch eine Realität. Über die unterrichten kurz und eindringlich drei Broschüren, über die hier nicht viel gesagt werden soll, die aber unbedingt zur Anschaffung und Lektüre zu empfehlen sind. Es sind: Karl August Wittfogel, „Schanghai-Kanton“ (Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten, Berlin), „Die Arbeiter Chinas im Kampf gegen den Imperialismus“ — Auszüge aus dem Bericht der Ersten Delegation der Gewerkschaften der Sowjet-Union nach China — (Führer-Verlag, Berlin) und M. D. Hoffmann „Keine Kolonien“ (Verlag Hans Schumann, Windischleuba, Thüringen). Die Arbeit Hoffmanns ist vornehmlich eine recht tapfere und brauchbare Kampfschrift gegen die neudeutschen Kolonialpolitiker und Imperialisten. Alle drei Broschüren enthalten viel und wichtiges Tatsachenmaterial. Für den Politiker, für den Wirtschaftler und ganz besonders für den denkenden und kämpfenden Arbeiter. Und für den sind diese Broschüren auch in erster Linie bestimmt.

## DEUTSCHLAND IM SPIEGEL SEINER VERLEGER DER INSEL-VERLAG

Die großen deutschen Verlage, die um die Jahrhundertwende gegründet wurden — nehmen wir den S. Fischer Verlag als Beispiel —, erwachsen als geschäftliche Unternehmungen, die sich zumeist um eine bestimmte literarische Richtung gruppierten und erst später durch Heranziehung auch abliegender Autoren ein



allgemeineres Gesicht bekamen. Fast nur der Beginn des Insel-Verlages paßt nicht in diese Schablone. Schon die Zusammensetzung der Herausgeber der „Insel“ — einer 1899 gegründeten Zeitschrift, aus der später der Verlag entstand\*) — war dafür bezeichnend: die Schriftsteller Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder taten sich zusammen, um selbständig das junge Unternehmen zu finanzieren. Auch Anton Kippenberg, seit 1905 Leiter des (1902 handelsgerichtlich eingetragenen) Insel-Verlages, ist als Sammler zumindest ebenso bekannt wie als Geschäftsmann. So entstand dieser Verlag als Gründung ideologisch an seinem Aufbau interessierter Kreise — und ist doch heute, wenn man dem Gerücht Glauben schenken darf, einer der am besten rentierenden Buchverschleißer Deutschlands.

Wie wurde dieses möglich? Bedarf an den Werken formaler Vollendung, wie sie „Die Insel“ propagierte, war auch damals in Deutschland nur wenig vorhanden, wie das Eingehen der Zeitschrift nach nur dreijährigem Bestehen erweist. Aber die reine Form, die diese Ästhetiker in der Literatur erstrebten, rentierte sich für sie auf einem anderen Gebiete: der Buchherstellung. So kam es, daß die Buchausgaben des Insel-Verlages im deutschen Buchhandel bald am meisten gefragt waren. Der Verlag brachte, in richtiger Einschätzung seines Könnens, rasch fast alle großen Schriftsteller der Weltliteratur in den besten Übersetzungen und technisch vollendeten Ausgaben heraus. Die Neuerungen der Buchkunst wurden hier zuerst erprobt (Dünndruckausgaben). Buchzeichner wie E. R. Weiß und Walter Tiemann, Maler wie Aubrey Beardsley und Heinrich Vogeler wurden hier zuerst herausgestellt. Daneben brachte der Verlag wertvolle Faksimiledrucke (der Gutenberg-Bibel, der Bachschen Matthäus-Passion und H-Moll-Messe) und Drucke der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt und der Insel-Presse. Und die Inselbücherei. Die Inselbücherei war die erste volkstümlich billige und dennoch hervorragend ausgestattete Bibliothek, die neben neuerer Prosa und Lyrik, neben kleineren Werken der Klassiker der Weltliteratur auch Auszüge abseitiger Schriftsteller (wie etwa Jakob Böhme oder Louise Labé) enthielt, die heute meist nur in dieser Ausgabe im Buchhandel zu haben sind. Die Reichhaltigkeit der Inselbücherei ist in Deutschland unübertroffen. Auch eine umfassende Sammlung der großen Romanciers der Weltliteratur (in der „Bibliothek der Romane“) ist dem Insel-Verlag zu verdanken.

Das Ideal formaler Vollendung, von dem die Begründer der „Insel“ ausgingen, brachte von neueren Autoren meist Dichter reiner Ästhetik oder tiefsinniger Mystik wie Däubler, Hoffmannsthal, Mombert und Rilke in den Verlag. Diese Einstellung führte dazu, daß der Verlag bisweilen ideell Wertloses — Ernst Hardt, Ricarda Huch —, nie aber künstlerisch Ungekonntes vorlegte. Ja, das Erstaunliche trat ein, daß selbst scharfe Angreifer der gegenwärtigen Ordnung wie Johannes R. Becher, Leonhard Frank, Martin Andersen Nexö und Carl Sternheim mit einer Reihe von Werken im Verlag vertreten sind. Dazu kam eine große Bereitwilligkeit, auch auf neue Formen der Dichtung einzugehen, die auch einen Arno Holz zu dem Verlag führte.

Der Insel-Verlag ist heute ein Lieblingskind des (zumeist reaktionären) deutschen

\*) Die Zeitschrift und die ersten Bücher des Verlages wurden übrigens, bis 1902, durch Schuster & Loeffler, Berlin, ausgeliefert.



Sortiments, so sehr, daß selbst revolutionäre Bücher des Verlages unbesehen gekauft werden. Während andere deutsche Verleger zumeist durch die Literatur (und das Geschäft) zu ihrem Beruf fanden, ging der Insel-Verlag vom Buch (und vom Geschäft) aus: so findet jene Tatsache ihre Erklärung. Es gab um die Jahrhundertwende keinen Verlag, der mit gleicher Liebe die Buchausstattung gepflegt hat, so daß es selbstverständlich ist, daß sich in erster Linie der Buchhandel für die Produktion dieses Unternehmens einsetzt. Hinzu kommt, daß der Insel-Verlag sich nicht an ein ausgesprochen bürgerlich-reaktionäres Publikum — wie Scherl oder Diederichs — noch an ein ausgesprochen bürgerlich-fortschrittliches Publikum — wie S. Fischer oder Rowohlt — wendet. Liebhaber für Werke der Weltliteratur in technisch musterhaften Ausgaben finden sich schließlich überall, und für die neueren Autoren des Verlages sind — soweit es die katastrophale Wirtschaftslage gestattet — auch im Proletariat Interessenten vorhanden.

Der Insel-Verlag ist heute unumstritten der rein künstlerisch repräsentativste der bürgerlichen Verlage. Natürlich war solche Entwicklung nur möglich auf einer gleichbleibenden Basis privatkapitalistischer Ordnung und unter einzig qualitativ entscheidenden Gesichtspunkten. Das Gesicht ebensolcher Unternehmung, entstanden aber in einer Zeit politischer und wirtschaftlicher Wirren und geleitet unter revolutionären Aspekten, zeigt am besten — der Malik-Verlag.

Klaus Herrmann

# MARGINALIEN

## ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE

„Der Emanzipationskampf der modernen Arbeiterklasse ist der glorreichste und größte Befreiungskampf, den die Weltgeschichte kennt, und Jahrhunderte deutscher Schmach löscht die Tatsache aus, daß die Sozialdemokratie diesen Kampf in der Vorhut führt“ — also beschloß Franz Mehring sein großes historisches Werk, die „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ (J. H. W. Dietz Nachf., Verlag, Stuttgart).

Hier schrieb ein ganz Großer das Heldenlied der Geburt und des Aufstieges der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer führenden Partei, der deutschen Sozialdemokratie.

Franz Mehring starb, einige Tage nachdem zwei seiner treuesten Kampfgenossen erschlagen waren: Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Die Stelle des großen Historikers der deutschen Arbeiterbewegung ist verwaist. Man kann sich entschuldigen: Das Tempo der Geschichte hat sich beschleunigt, es läßt den um die Freiheit Ringenden wenig Zeit, Geschichte zu schreiben. Und doch, man muß unbedingt diese Lücke ausfüllen, gerade um Geschichte zu machen.

Es gibt wohl Bruchstücke, Reden, Aufsätze, die die weitere Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung seit Beginn des 20. Jahrhunderts beleuchten, aber es fehlt, wie gesagt: die Geschichte. In einer oberflächlichen Agitation mag ein Hinweis auf dieses oder jenes Ereignis in der Entwicklung genügen. Für den Politiker sind die Ursachen, Zusammenhänge und Auswirkungen



dieser Ereignisse das wesentlich Wichtige. Man kann die Niederlage der Sozialdemokratie 1914 nur verstehen, wenn man ihre Vorgeschichte kennt, und ebenso kann man auch die Ursachen der Spaltung der Arbeiterbewegung nur erfassen, wenn man die Entwicklung der Arbeiterbewegung während des Weltkrieges einer näheren Betrachtung unterzieht.

Das Streben nach Einheit der Arbeiterbewegung schlummert naturnotwendig in den breiten Massen der Werktätigen. Das Studium des Geschichtswerkes von Franz Mehring und seiner Fortsetzung ist auch deshalb unerlässlich, weil nur die Erkenntnis dessen, was die Arbeiterbewegung groß und stark gemacht hat, die Einheit neuen Wollens und neuer Tat bringen kann!

Historiker — an die Front!

Hans Conrad.

### RUDOLF KIRCHNER: ENGLÄNDER

Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M., 1926.

In einer Zeit, in der man sich wieder auf den Wert der sauberen Aufzeichnung von Tatsächlichkeiten besinnt, präsentiert sich dieses Buch als besondere Erscheinung. Nach den merkwürdigen Bemühungen von A. H. Schmitz, die englische Psyche zweifelhaft geistreich und langatmig auf die Formel „Das Land ohne Musik“ zu bringen, konstatiert man hier den Versuch einer ungleich vitaleren Umschreibung. Die einzeln auftretenden Repräsentanten werden gewiß nicht scharf gesellschaftskritisch beleuchtet, aber die Art, die Sphäre der einzelnen Erscheinungen aufzuhellen und die Wesensmerkmale herauszuschälen, hat gleichwohl aufschlußreiche Bedeutung wie die nicht zu unterschätzende Eigenart des Interessanten. Ein langjährig im Lande lebender Reporter verzeichnet ohne überhebliche Systematisierung sein Wissen, seine Meinung und seinen Eindruck, und gerade hierdurch bekommt das Buch den Wert einer vorbildlichen Berichterstattung.

Otto Brattskoven.

## BEMERKENSWERTE NEUERSCHEINUNGEN

Diese Liste ist im Zusammenwirken von Mitarbeiterkreis und Herausgeber zusammengestellt. Aufnahme bedeutet Empfehlung. Eingehende Würdigung folgt zum Teil in den nächsten Heften. Die Bücher, die im Text dieses Heftes besprochen wurden, sind nicht wiederholt.

### DICHTUNG

Anderson, Sherwood: Der Erzähler erzählt sein Leben. Leipzig, Insel-Verlag.

Bosworth-Green, Anne: Der einsame Winter. Rom. Leipzig, Dr. W. Klinkhardt, 390 S.

Dostojewski, F. M.: Das Tagebuch Raskolnikows. München, R. Piper & Co. (Voranzeige).

Eggersglüsz, Heinrich: Tagebuch eines Eisenbahners. Braunschweig, G. Westermann, 214 S.

Fleg, Edmond: Ein kleiner Prophet. Rom., München, R. Piper & Co.

Frank, Leonhard: Karl und Anna. Berlin, Propyläen-V., 175 S.

Georg, Manfred: Räubergeschichten. Nov. Wien, Spiegel-V.



- Hauptmann, Carl: Mathilde. Rom. Berlin, Horen-V. (Neuaufgabe).  
 Michaelis, Karin: Die Perlenkette, Rom. Potsdam, G. Kiepenheuer, 328 S.  
 Sinclair, Upton: Präsident der U.S.A., Rom. Mit Biographie: U. Sinclair. Der Mensch und das Werk von Gerhart Pohl. Berlin, Universum-Bücherei für Alle, S. 276, 4 Abb.  
 Süskind, W. E.: Tordis. Erzählung. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst.  
 Verlaine, Paul: Meine Gefängnisse. Leipzig, P. Reclam. 70 S.  
 Wells, H. G.: Menschen, Göttern gleich. Rom. Wien, P. Zsolnay.  
 Zweig, Arnold: Die Erschießung des Sergeanten Grischa. Rom. Potsdam, G. Kiepenheuer.

## KULTUR, POLITIK, WIRTSCHAFT

- Borgius, Walther: Der Paneuropa-Wahn. Berlin, V. der Neuen Gesellschaft, 45 S.  
 Die Arbeitsschule in Sowjetrußland. Führer durch die Ausstellung des Volksbildungskommissariats. Königsberg, Osteuropa-V., 45 S.  
 Gerschuni, Dr. G.: Die Konzessionspolitik Sowjetrußlands. Berlin, R. L. Prager, 133 S.  
 Nacktheit als Verbrechen. Der Kampf um § 184 StrGB. im Lüneburger Nacktkulturprozeß. Egestorf, R. Laurer, 245 S.  
 Nearing, Scott und I. Freeman: Dollar-Diplomatie. Berlin, K. Vowinkel, 470 S.  
 Nelson, Leonhard: Demokratie und Führerschaft. Stuttgart, V. Öffentliches Leben, 167 S.  
 Weiß, Dr. Hilde: Abbe und Ford. Berlin, R. L. Prager, 90 S.  
 Wengraf, Paul: Amerika, Europa, Rußland. Wien, Zahn & Diamant, 60 S.

## PHILOSOPHIE, WELTANSCHAUUNG, WISSENSCHAFT

- Biro, Paul: Die Sittlichkeitsmetaphysik Otto Weiningers. Wien, Braumüller, 87 S.  
 Lindsey, Ben und Evans: Die Revolution der modernen Jugend. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst., 259 S.  
 Pokrowski: Geschichte Rußlands. (Übertragung von A. Ramm, herausgegeben v. W. Herzog.) Leipzig, C. L. Hirschfeld (in Lieferungen à 16 S.). Probleme der Weltanschauungslehre. Darmstadt, O. Reichl, 517 S.  
 Stalin, J.: Auf dem Wege zum Oktober, Reden und Aufsätze v. März-Oktober 1917. Wien, Verlag für Literatur und Politik.

## KUNST, LITERATUR, MUSIK

- Allerhand, Walter: Leo Tolstoi als Dramatiker. Leipzig, H. Haessel, 196 S.  
 Dreyfus, Robert: Souvenirs sur Marcel Proust. Paris, G. Grasset.  
 Walzel, Oskar: Das Wortkunstwerk. Leipzig, Quelle & Meyer.  
 Wendel, Friedrich: Die Kirche in der Karikatur. Berlin, V. „Der Freidenker“, 125 Abb. (Voranzeige).

Bemerkungen zu den Abbildungen: Das Zola-Bildnis von Edouard Manet (S. 88) ist in Deutschland erstmalig in dem Bande „Malerei“ 1901 erschienen. Wir reproduzieren es mit Erlaubnis des Bruno Cassirer Verlages, Berlin. — Die Faksimile-Wiedergabe der »l'aurore« (S. 91), die Radierung von Peter Halm (S. 105) und die Scene aus dem Dreyfus-Prozeß (S. 116) wurden aus „Emile Zola“ von M. G. Conrad, Bard, Marquard & Co., Verlag, Berlin 1906 reproduziert. — Christian Schad (Zeichnung S. 123) ist ein junger, sehr begabter Zeichner, der in Wien lebt. — Das ägyptische Relief (S. 137) stammt aus Woldemar von Uxkull: „Eine Einweihung im alten Ägypten“ (Roland-Verlag, München 1922).

Adresse von Redaktion und Verlag jetzt: Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstr. 108/109. Telefon Uhland 9063. Postscheckkonto: Berlin 307 59. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Klaus Herrmann, Berlin. Copyright 1927 by „Die Neue Bücherschau“ (G. Pohl), Berlin. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet. Unberechtigter Nachdruck wird strafrechtlich verfolgt.

ERSCHEINUNGSTERMIN DER NÄCHSTEN SCHRIFT: 15. OKT. 1927.

Druck von Herrosé & Ziemsen GmbH., Wittenberg (Bez. Halle).



# Abonnements- erneuerung

Wer hohe Nachnahmegebühren sparen will, zahlt sofort den Abonnementspreis von 2,50 RM. für das vierte Vierteljahr 1927 auf Postscheckkonto Berlin 30759 (Zahlkarte anbei) Beziehen Sie sich bei Bücherbezug in Sortiment und Verlag auf

# Die Neue Bücherschau

## **Piscatorbühne** im Theater am Nollendorfplatz

Täglich 8 Uhr

## **Hoppla, wir leben!**

Ein Stück von Ernst Toller

Inszenierung: Erwin Piscator / Bühnenbild: Traugott Müller / Musik: Edmund Meisel  
Film: Curt Oertel / Chanson: Walt. Mehring

### Besetzung:

Sybille Binder, Lilo Dammert, Bertl Eisenberg, Eva Gottgetreu, Kate Köhl, Lotte Löbinger, Renée Stobrawa, Margarete Wellhoener, Gerhard Bienert, Victor Blum, Hans Maria Böhmer, Ernst Busch, Adolf Fischer, Rolf Gärtner, Fritz Genschow, Hermann Gerber, Paul Graetz, Alexander Granach, Heinz Greif, Günter Haenel, Karl Hannemann, Paul Herm, Werner Hollmann, Eugen Jensen, Werner Kepich, Josef Kostendi, Leopold Lindtberg, Ernst Lönner, Konrad Niedt, Heinrich Oberländer, Paul Prügel, Ludwig Roth, Alfred Schäfer, Jacob Schöps, Oskar Sima, Leonhard Steckel, Erich Stollhoff, Albert Venohr, Kurt Weiße.

Vorverkauf an der Theaterkasse täglich von 10—6 Uhr (Kurfürst 2091/93) und den bekannten Vorverkaufsstellen. Abonnements zu 1,80, 3,— und 4,50 RM. im Abonnementsbüro des Theaters. (Nollendorf 561.)

## B E S T E L L Z E T T E L

Hier abtrennen!

1. Ich abonniere hierdurch „Die Neue Bücherschau“ ab sofort zum Preise von 2,— RM. zuzüglich 0,30 RM. Porto für 1 Vierteljahr — Betrag ist nachzunehmen.
2. Nachstehende sind bereit, „Die Neue Bücherschau“ zum gleichen Preise ab sofort zu abonnieren.
3. Ich bitte Sie, an Nachstehende Probehefte und Abonnementsaufforderungen zu senden:

Nr.	Name	Ort, Straße
1		
2		
3		
4		

4. Ich wähle für die unter 2 geworbenen Abonnenten folgende Werbepremie:.....
5. Ich wünsche Übersendung eines Probeheftes. 0,50 RM. liegen bei.

Datum ..... Name .....

Ort und Straße .....

(Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.) Zu senden an:

**VERLAG DIE NEUE BÜCHERSCHAU**, Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstraße 108/109.  
Postscheckkonto: Berlin 30759.

Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt von Neuer Deutscher Verlag, Berlin, bei, auf den wir unsere Leser besonders verweisen.



Mit platonischer Anerkennung  
ist uns nicht gedient  
Wer „Die Neue Bücherschau“ liebt  
wirbt weitere Abonnenten



---

---

Eine lesenswerte Monographie

**Otto Rühle**  
**Das proletarische Kind**

Auflage 10000

Geh. 3,— RM., in Leinen geb. 5,50 RM.

Das Buch ist flott und fesselnd geschrieben und bietet verstreut im Text zahllose Tabellen und statistische Angaben, welche in die allerneueste Zeit hinein fortgeführt sind, und welche dieses Buch für Politiker, Nationalökonomien, Ärzte und Lehrer in gleicher Weise unentbehrlich machen. Die Kapitel über Frauenarbeit, Säuglingshygiene, Wohnungselend, Tuberkulose, Schule und Reform der Justiz hinsichtlich jugendlicher Verbrecher erscheinen uns besonders beachtenswert. Alles in allem, eines der besten und lesenswertesten Bücher. „Liter. Zentralblatt“, Leipzig.

Bezug durch alle guten Buchhandlungen

**Albert Langen · Verlag · München**

---

---

**Willst du in ein paar Stunden  
durch die Weltgeschichte wandern?**

Dann lies:

HEINRICH NELSON:

**„Ahasvers Wanderung und Wandlung“**

Ein Märchenroman

337 Seiten / Broschiert 2,— RM.

In ewiger Sehnsucht nach Freiheit und Licht durchwandert der ewige Jude Ahasver die Jahrtausende.

**VERLAG**  
**„ÖFFENTLICHES LEBEN“**

**STUTT GART C**



**DAS NEUE  
Sowjetbuch**  
AUFZEICHNUNGEN  
EINES FÜNFZEHNJÄHRIGEN

**Das Tagebuch  
des Schülers  
Kostja Rjabzen**  
VON NIKOLAI OGNJEW  
VERLAG DER JUGENDINTERNATIONALE · BERLIN O 17

Einzig autoris. Übersetzung von Maria Einstein

Ognjew zeigt uns die schwere, durch Krisen sich entwickelnde Gestaltung der neuen russischen Schule durch das Tagebuch einer ihrer Schüler. Daß er nicht einen braven „roten Musterknaben“ zu uns sprechen läßt — sondern uns den typischen russischen Jungen, mit seinen Schwächen und Stärken, seinen Irrungen und seiner drängenden Aktivität, seinen sexuellen Nöten und seinem gesunden proletarischen Gefühl erleben läßt, macht dieses Buch so wertvoll. Noch vor Erscheinen des Buches in deutscher Sprache haben auch deutsche Zeitungen und Zeitschriften auf dieses einzigartige Buch hingewiesen. Einige Auszüge:

**Prawda:** „Zweifelloos eines der interessantesten Bücher der letzten Zeit, bemerkenswert durch seinen Stoff wie durch seine Gestaltung. Man kann wohl sagen, daß der Stoff des Buches hier zum erstenmal seinen Meister gefunden hat... Im ganzen ist Ognjews Buch ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie man sehr wohl an die Gegenwart herankommen und sie schildern kann, ohne photographisch zu verfahren oder zum bornierten Sittenschilderer zu werden, wie man ihre typischen und charakteristischen Züge zeichnen und ihren Sinn deuten kann, ohne die positiven oder negativen Seiten zu verbergen.“ A. Leschniew.

**Ost-Europa (Königsberg):** „So wird uns eine außerordentlich wertvolle Einführung in die Psychologie des russischen Pennälers von heute geboten — wertvoll, weil es die kommende Generation des neuen Rußlands ist, die wir hier kennenlernen, die erste Generation, die unter den so völlig verwandelten Verhältnissen der neuen Zeit groß wird, die Krieg und Revolution nicht miterlebt hat, die aber doch noch unter den Nachwirkungen der ‚großen Zeit‘ zu leben und zu leiden hat und zu dieser Zeit etwa so steht wie die vorhergegangene Generation zu der Leibeigenschaft der Bauern.“ Arthur Luther.

**Berliner Tageblatt:** „Anerkennung verdient es, daß durch eine solche Veröffentlichung die geistige Atmosphäre der Schuljugend ehrlich gezeigt wird, und ob man überall außerhalb Rußlands Ursache zu der Behauptung hat, daß nur dort gewisse Schäden im Leben der Jugend bestehen können, erscheint fraglich.“ Artur Knüpfner.

Zirka 20 Bogen stark auf bestem holzfreien federleichten Papier in guter Ausstattung

**Verlag der Jugendinternationale**

Berlin O 17, Lange Straße 56



## DIE ROMANE VON HERMANN KURZ

### Die Guten von Gutenberg ROMAN

Vierte Auflage | 381 Seiten in 8°-Format

Leinwandband 4,80 RM.

„Die beiden berühmten Romane ‚Die Runde‘ und ‚Die Guten von Gutenberg‘ sind wie eigens für Volksbibliotheken geschaffen. Kurz erzählt darin Dinge, die dem Volk ganz nahe liegen, aber über es hinausgehoben sind. In beiden Werken wird mit barockem Humor satirisch ein Seldwyla eigener Art geschildert.“ *Frankfurter Zeitung.*

### Die Runde ROMAN

381 Seiten in 8°-Format

Pappband 2,40 RM. | Leinwandband 3,20 RM.

„Welche Fülle lebendigen Geschehens, alltäglich und doch besonders, voll Humor bis zum Tränenlachen, voller Tragik, daß das Herz bricht.“  
*Das Echo, Berlin.*

### Die Zerrütteten EIN NARREN-TOTENTANZ

292 Seiten in 8°-Format

Broschiert 2,40 RM. | Halbleinwandband 2,80 RM.

„In diesem traurigen Gemälde steht ein Schicksal, das des brennenden Interesses der Leser gewiß ist.“  
*Neue Züricher Zeitung.*

### Die Gewinner ROMAN

427 Seiten in 8°-Format

Broschiert 3,20 RM. | Leinwandband 4,80 RM.

„Ein Schweizer Schieber- und Spießerroman (Schauplatz in und um Basel) aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Kurz kennt seine Pappenheimer, will sagen seine Miteidgenossen, und schildert sie dementsprechend. Es geht zwar immer sehr nobel zu in diesem Buche, aber immer sehr schweizerisch. Liebhabern kräftig gewürzter Lesekost ist es besonders zu empfehlen.“  
*Emil Schibli.*

**ORELL FÜSSLI VERLAG / ZÜRICH UND LEIPZIG**



Lest wenig, aber

# DIE WELTBÜHNE

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft  
Begründer: Siegfried Jacobsohn / Herausgeber: Kurt Tucholsky

Probenummer gratis vom

Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstraße 152

## „Das neue Europa“

Diese Monatsschrift, Chefredakteur Dr. Paul Hohenau, die schon nahezu seit Kriegsbeginn besteht, zuerst tastend ihren vermittelnd-neutralen Standpunkt suchend, nun aber von vorzüglichen Mitarbeitern gestützt, politisch und wirtschaftlich tonangebend geworden, ist für ein Jahresabonnement von 5,— RM. von der Verwaltung

**Wien, IX., Türkenstraße Nr. 9**

zu beziehen. Die vielgelesene Revue, welche im Ausland sehr beachtet und einflußreich ist, dient der Verständigungspolitik und dem wirtschaftlichen Wiederaufbau.

**Neu!**



**Neu!**

### Der Vorfrühling der Anarchie

Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864  
von Max Nettlau

Preis broschiert 4,— RM., Halbleinen 5,— RM., Leinen 6,— RM.

### Der Anarchismus von Proudhon zu Kropotkin

Seine historische Entwicklung in den Jahren 1859 bis 1880  
von Max Nettlau

Preis broschiert 5,— RM., Halbleinen 6,— RM., Leinen 7,— RM.

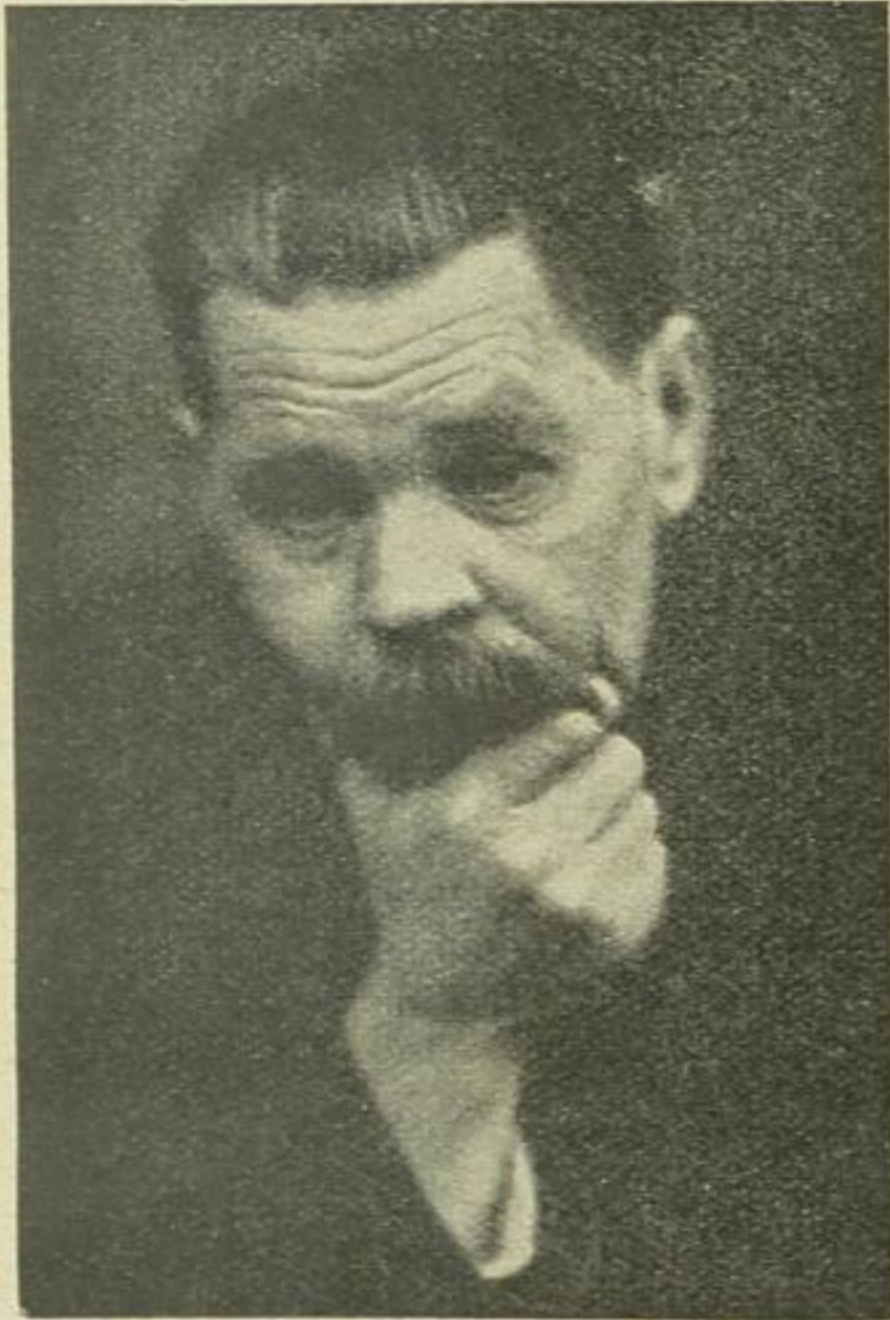
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den

**Verlag „Der Syndikalist“, Berlin O 34, Warschauer Str. 62**

Postscheckkonto: Fritz Kater, Berlin Nr. 138928



# MATWEJ KOSHEMJAKIN



## Ein neues Werk: MATWEJ KOSHEMJAKIN

Roman in zwei Bänden

1. DER SOHN EINER NONNE
2. IM BANNE DER KLEINSTADT

Etwa 820 Seiten. In Blau-Leinen 10 RM.  
(Bände XI und XII der Gesamtausgabe)

*Eines der abgeklärtesten Werke des großen Dichters. Erschütternd in seiner schlichten Ehrlichkeit, ein Dokument des russischen Menschen — seiner sehnsüchtigen Zerrissenheit, seiner Flucht in die Einsamkeit, seines Glaubens an den Sieg des Guten im Menschen.*

MALIK-VERLAG / BERLIN W 50

---

---

Ein hervorragendes Buch

## Martin Andersen Nexö Stine Menschenkind

Roman / Auflage 10000

Fünf Teile in einem Band (etwa 800 Seiten),  
auf feinstem holzfreiem Dünndruckpapier.

I. Teil: Eine Kindheit. II. Teil: Mütterchen.  
III. Teil: Sündenfall. IV. Teil: Das Fegefeuer.  
V. Teil: Zu den Sternen.

Geh. 10,— RM., in Leinen geb. 13,50 RM.

Nexös „Stine Menschenkind“ ist ein ergreifendes  
und in seiner tiefen Menschlichkeit erhebendes  
Buch, einer von den großen Lebensromanen, die  
keiner vergißt, der sie einmal gelesen hat, dabei  
ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes.

*„Kieler Zeitung.“*

Ausführl. Prospekte über die Werke M. A. Nexös  
bereitwilligst umsonst und portofrei.

Bezug durch alle guten Buchhandlungen

**Albert Langen · Verlag · München**

---

---

Das Beste, was in deutscher Sprache über  
England überhaupt geschrieben wurde.  
Jeder Deutsche sollte dieses Buch lesen!  
*„Neue Leipziger Zeitung“*

## Engländer

von

Rudolf Kircher / London

Mit 32 Bildtafeln in Kupferdruck

Ganzleinen 12,50 RM.

Broschiert 10,— RM.

Die Engländer in ihrer Gesamtheit haben  
allen Grund, Kircher dankbar zu sein für  
die köstlichste Reihe von Studien, die  
je eine deutsche Feder über England  
schrieb. *„Observer“, London*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.  
Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.**



HERROSÉ & ZIEMSEN G·M·B·H

BUCHDRUCKEREI  
UND GROSSBUCHBINDEREI  
FÜR  
WERKE · ZEITSCHRIFTEN  
KATALOGE  
PROSPEKTE

WITTENBERG (BEZ. HALLE)

## BUCHPRÄMIEN

und zwar für die Werbung von:

- 1 Abonnenten: 2 Hefte unserer Schriftenfolge nach eigener Wahl,
- 2 Abonnenten: die II. Folge komplett oder  
George Grosz und W. Herzfelde: Die Kunst ist in Gefahr (geb.),
- 3 Abonnenten: Die III. Folge komplett oder  
Leo D. Trotzki: Revolution und Literatur (karton.),
- 5 Abonnenten: den kommenden Jahrgang zur Fortsetzung komplett oder  
Lu Märten: Wesen der Formen / Künste oder  
Franz Mehring: Die Lessinglegende

erhalten alle unsere Leser, Freunde und Mitarbeiter. Verlangen Sie Probehefte, Prospekte, Werbematerial von Ihrem Buchhändler oder vom Verlag „DIE NEUE BÜCHERSCHAU“, Wilmersdorf 1.

Sortimenter verlangen Sonderprospekt mit Rabattierungsbedingungen.

Nur verdoppelte Abonnentenzahl garantiert ab Oktober 1927 pünktliches  
M O N A T L I C H E S E R S C H E I N E N .



# Upton Sinclair: Präsident der U.S.A.

Das Buch erscheint in keinem anderen  
Verlage und ist nur Mitgliedern der  
„Universum-Bücherei“ zugänglich



Ein Roman aus dem Weißen Hause  
Autorisierte Übertragung von Hermynia Zur Mühlen.  
Mit kritischer Einführung in Sinclairs Leben und Werk

von **GERHART POHL**

Etwa 300 Seiten / Holzfrees Papier / Ganzleinen.  
Der 3. Band der Jahresreihe 1927 erscheint 20. August.

Upton Sinclair durchschaut das Kesseltreiben der  
Börsenwucherer, Händler und Wechsler, deren Zions-  
tempel und Gralsburg eine gigantische Panzerkasse  
ist, er weiß, daß es hienieden nur einen Götzen gibt  
(der die anderen trägt): Wallstreet. Upton Sinclair  
ist ein prophetischer Kämpfer, ein Kreuzfahrer für  
die Millionen und aber Millionen geschundenen Ritter  
von der traurigen Gestalt: für das hungernde, über-  
arbeitete, ausgesogene Volk. **Albert Ehrenstein.**

Zahlen Sie 0,30 RM. Eintrittsgeld und 3,30 RM. für  
1 Vierteljahr auf Postscheckkonto, und Sie erhalten  
außer obigem Werk monatlich das reichillustrierte,  
spannende Magazin „Blätter für Alle“ mit Beiträgen von  
Becher, Behne, Manfred Georg,  
Max Hermann-Neiße, E.E. Kisch,  
Gerhart Pohl, Seehof u. v. a.

**AUCH SIE MÜSSEN  
MITGLIED WERDEN!**

## UNIVERSUM-BÜCHEREI FÜR ALLE

**Berlin NW**, Dorotheenstraße 19  
Postscheckkonto: Berlin 477 13

**Wien I**, Bauernmarkt 1  
Postscheckkonto: D 587 74

**Zürich**, Limmatquai 34  
Postscheckkonto: VIII 138 83

Von uns ausgeliefert werden jetzt:

## GERHART POHL

### Fragolfs Kreuzweg

Erzählung / Vierte Auflage / Kartoniert 1,— RM.

Hier ist ein Ton von reiner, schwingender Melancholie in all den Kampf getragen, der hin-  
überwinkt zu Gustave Flauberts „November“, an den ich denken mußte, so wirklich hat mich  
dieser Kreuzweg Fragolfs überzeugt. (Frankfurter Zeitung) — Die Tragik der heutigen Jugend  
kommt in dieser kleinen Novelle treffend zum Ausdruck („Es werde Licht“) — Hier spricht  
ein Wille, blutvoll, fordernd und jung. (Königsberger Hartungsche Zeitung) — „Fragolfs  
Kreuzweg“ ist eine Art Werther dieser Zeit. (Neue Rundschau)

### Tagebuch merkwürdiger Verführungen

Novellen / Broschiert 1,50 RM., gebunden 2,— RM.

Es wird ein Geschlecht kommen, das dem Einfacher näher steht als dem Verbauten. Wir  
wollen eine Dichtung, die hell ist wie ein Trompetenstoß. Wir wollen eine Wirklichkeit, die  
von den Wolken die Wildheit in unsere Tage wirft und gebändigt wird. Wir wollen einen  
Gerhart Pohl. („Der Vorhof“, Dessau) — Das psychische Erleben wird stets gebändigt durch  
einen feinnervigen Intellekt, der alle Spannungen und Entladungen unter seine überlegen  
schillernde Ruhe zu bringen versteht. („Revue der Woche“, Breslau) — Wichtig ist, daß  
Gerhart Pohl um eine Form der Dichtung ringt, die subjektiv, anklagend und prophetisch  
sein will und dabei doch kühl, distanziert und in strenger Form. („Bohemia“, Prag)

**DIE NEUE BÜCHERSCHAU** / Berlin - Wilmersdorf 1, Uhlandstr. 108  
Postscheckkonto: Berlin 307 59 — Für Buchhändler: F. Volckmar



23/1794

S u b s k r i p t i o n s e i n l a d u n g

# Wladimir Iljitsch Lenin

Gesammelte Werke

Etwa 28 Bände. Jeder Band 450–600 Seiten. Einzige autorisierte Ausgabe

Als erste Bände erscheinen:

ENDE MAI d. J.

## Materialismus und Empiriokritizismus

Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie

Einleitung — I. Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus — II. Der dialektische Materialismus und das Ding an sich — III. Der dialektische Materialismus und die Metaphysik — IV. Die philosophischen Idealisten als Mitkämpfer und Nachfolger der Empiriokritizisten — V. Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der philosophische Idealismus — VI. Der Empiriokritizismus und der historische Materialismus — Anhang: 10 Fragen an den Referenten — Zur Frage der Dialektik — Anmerkungen — Namenregister usw.

AUGUST 1927: BAND XIX

1905

Aus dem Inhalt:

Die proletarische und die bürgerliche Demokratie — Beginn der Revolution in Rußland — Der Petersburger Streik — Revolutionstage — Zwei Taktiken — Sollen wir die Revolution organisieren? — Proletariat und Bauernschaft — Über unser Agrarprogramm (Brief an den III. Parteitag) — Die Sozialdemokratie und die Provisorische Revolutionsregierung — Die revolutionäre demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft — Die internationale Bedeutung der russischen Revolution — Der revolutionäre Kampf und die liberalen Makler — Drei Verfassungen.

OKTOBER 1927: BAND XX

1917

Aus dem Inhalt:

Wo ist die Macht und wo ist die Konterrevolution? — Zu den Losungen — Über Verfassungsideologien — Die Lehren der Revolution — Der Beginn des Bonapartismus — Die Bauern und die Arbeiter — Über Kompromisse — Eine Kardinalfrage der Revolution — Man schreckt mit dem Bürgerkrieg — Die Aufgaben der Revolution — Die Bolschewiki müssen die Macht ergreifen — Marxismus und Aufstand — Die drohende Katastrophe und wie soll man sie bekämpfen? — Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten — Die Ratschläge eines Unbeteiligten — Bericht auf der Sitzung des ZK vom 10. Oktober — Brief an die leitenden Kreise der Partei — Staat und Revolution — Archivmaterialien.

Verlangen Sie Prospekte mit Subskriptionsbedingungen.

Bei Vorbestellung etwa 35% verbilligter Preis.

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK

BERLIN SW 48, FRIEDRICHSTRASSE 225